

# Robert Riemann

(1877 – 1962)

## Dummheit und Einsicht in achtzig Lebensjahren (1877 – 1957)

### Die Kapitel

- 1 Familientraditionen
- 2 Hugo Riemann
- 3 Konrad Bertelsmann
- 4 Freundschaft und Dichtung
- 5 Thomaner, Student, Soldat
- 6 Paul Beck
- 7 Die Oberrealschule
- 8 Der Deutsche Monistenbund
- 9 Kleine Kriegserlebnisse
- 10 Die neue Ordnung
- 11 Mann der Öffentlichkeit
- 12 Stadtrat
- 13 Schwarzarbeiter
- 14 Idyll am Bodensee
- 15 Heimkehr und Abschied
- 16 Mein achtzigster Geburtstag

Herausgegeben von Tord R. Riemann, Königs Wusterhausen (2008-2009)

Copyright:

Das Werk unterliegt der [Creative Commons Lizenz \(by-nc-nd\) – 3.0 Deutschland](#).

Sie dürfen das Werk vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen. Sie müssen den Namen des Rechteinhabers Tord R. Riemann in der von ihm festgelegten Weise nennen: *Tord R. Riemann, [www.hugo-riemann.de](http://www.hugo-riemann.de)*. Dieses Werk darf nicht für kommerzielle Zwecke verwendet werden. Dieses Werk darf nicht bearbeitet oder in anderer Weise verändert werden. Im Falle einer Verbreitung müssen Sie anderen die Lizenzbedingungen, unter welche dieses Werk fällt, mitteilen. Am einfachsten ist es, einen Link auf die Creative Commons 3.0 Web-Seite einzubinden. Jede der vorgenannten Bedingungen kann aufgehoben werden, sofern Sie die Einwilligung des Rechteinhabers dazu erhalten. Diese Lizenz lässt die Urheberpersönlichkeitsrechte unberührt. Die juristisch genaue Fassung sehen Sie im genannten Weblink.

Viertes Kapitel.

Freundschaft und Dichtung.

Komm, Robert, laß uns Freundschaft schließen,  
Reich mir die treue Freundschaftshand!  
Sie soll mir sein ein zartes Liebespfand.

Dazu eignete sich meine Hand eigentlich sehr wenig; denn sie steckte häufig in einem primitiven eisernen Schlagring, den mir ein Schlosserlehrling für eine Mark fünfzig angefertigt hatte. Die Verse sind von einem Idealisten gedichtet, und ein solcher war mein Freund Wilhelm Kraßmüller, der Sohn eines Schreiners, Katholik und Wedewerzögling, auf seine Art. Einmal kam er zu mir und sagte: "Robert, wir müssen mal wieder ideal sein, und wenn ich e Viertel Rotwin auflege soll!" Er dichtete im Stile Schillers, ich dichtete mit. Er war siebzehn Jahre alt, ich fünfzehn, und wir veröffentlichten Ostern 1893 gemeinschaftlich ein Heft Gedichte, das allerdings nur sechzehn Druckseiten umfaßte. Die Bezahlung der Druckkosten zog sich sehr in die Länge, obwohl ein erheblicher Teil unserer Mitschüler aus verschiedenen Klassen willig dreißig Pfennige für das dünne Heftchen bezahlten; denn es war in Wiesbaden noch nie vorgekommen, daß zwei Gymnasiasten im Übergang von der Obertertia zur Untersekunda eigene Gedichte veröffentlichten. Einige schufen wir gemeinschaftlich. Sie behandelten historische Stoffe, die wir aufsuchten, indem wir mit einer Stahlfeder in eine alte Weltgeschichte hineinstachen und in Verse brachten, was auf der betreffenden Seite stand. So wurde die Hinrichtung Karls besungen:

Schwarz erschien der Henkermeister, schwarz die Bühne, schwarz der Block,  
Und der große König selber ging im schwarzen Büberrock.

Aus einer Zeitungsnotiz, daß der Räuber Pavel Milaczek bei seiner Geliebten ergriffen worden war, schuf ich eine Ballade:

Schöne Mädchen gibt's in Böhmen,  
Wild und kühn ist der Bandit,  
Der sich nährt vom Rande der Nächte  
Und des Tages helle flieht.

Besonders rührend ist der Schluß:

Und sie ruft: "Bist du's, Pawliczek?"  
Und er ruft laut jubelnd: "Ja!"  
Plötzlich schrickt er jäh zusammen:  
"Weh," ruft er, "der Feind ist nah!"

Mit dem Dolch in Löwenmute  
Stürzt er auf die Feinde los,  
Doch, wie tapfer er auch kämpfte,  
Ihre Überzahl war groß.

Ach, gefesselt und gebunden  
Führt man Milczek dann fort.  
Einen Blick noch nach dem Fenster -  
Oh, sein ganzes Herz blieb dort!

Dieses Lied hielt ich für meine beste Leistung und sang es nach der Melodie von: "An der Saale hellem Strande stehen Burgen stolz und kühn." bei unseren Kneipereien vor, wenn niemand mehr nüchtern war. Obwohl ich die Melodie nie ganz richtig herausbrachte, erntete ich damit immer großen Beifall. Einen dichterischen Wettbewerb stellten wir in der Form an, daß Kraßmüller ein Gedicht an Schiller verfaßte, und ich als Gegenstück ein Schmähdgedicht auf Heinrich Heine, über den damals in der Schule viel geschimpft wurde, weil man damit umging, ihm ein Denkmal zu setzen. Die preußischen Patrioten gerieten bei dieser Aussicht natürlich aus dem Häuschen. Es handelte sich also bei dem Wettbewerb um eine Feier des längst vorhandenen Schillerdenkmals und eine Ablehnung des noch nicht vorhandenen Heinedenkmals, sinngemäß dichtet Kraßmüller:

Siehst du dort den Mann der Tugend,  
Auf dem Haupt den Lorbeerkranz,  
Prangend in der Fülle Jugend,  
Umstrahlt von seines Ruhmes Glanz?

Dagegen schmähte ich:

Siehst du auf dem Krankenlager  
Dort den abgezehrten Greis?  
Elend liegt er dort und mager,  
Der nichts als zu spotten weiß!

Besonders markig war meine letzte Strophe:

Jetzt brätst du in der Hölle! Deine Leiche  
kann niemand finden. Kalk deckt dein Gebein.  
Dem, der geschändet hat das deutsche Reich,  
Dem setzt kein Deutscher einen Leichenstein!

Der Kalk ist unhistorisch und nur durch eine Verwechslung in das Gedicht hineingeraten. Ein Mitschüler, Eugen Schnaß, hatte mir den "Katholischen Hausschatz" geborgt, in dem mit tiefer Befriedigung erzählt wurde, wie die Gebeine Voltaires 1814 nachts aus dem Pariser Pantheon gestohlen und in eine Kalkgrube geworfen worden waren. Diese Nachtszene hatte meine Phantasie lebhaft erregt, aber ich hatte dabei Voltaire und Heine verwechselt. Von den beiden Spöttern wußte ich etwa ebensoviel wie Wurzel und Radieschen, als sie ihre Zähne in Heines Gedichte versenkten. Daß ich mich fünfzig Jahre später monatelang mit der siebzigbändigen Rehler Ausgabe der Werke Voltaires beschäftigen würde, konnte ich damals nicht ahnen. Heute hängt sein Bild in meinem Arbeitszimmer, daneben das meiner Schule, gegenüber das Lenins und auf einem der Bücherborde steht eine Büste Bebels.

Eine sonderbare Eigentümlichkeit unseres Gedichtheftes war, daß es kein einziges Gedicht auf ein weibliches Wesen enthielt, obwohl Kraßmüller schon mit einem Mädchen, von dem ich nur den Vornamen, Mariechen, wußte, so gut wie verlobt war. Wie viele Mädchen hatte dagegen mein Vater in seinen Jugendgedichten verherrlicht! Es war das wohl auch der Grund, aus dem wir Mühe hatten, sechzehn Seiten zu füllen. Auf der letzten standen Aphorismen in Prosa, von denen mir noch der meinige erinnerlich ist: "Wer liest ohne zu denken, der ißt ohne zu schmecken." Darauf folgte noch ein Preisrätsel: "Wenn man in der ersten Silbe eines Wortes ein a, i oder e einsetzt, ergeben sich 1) eine längst zerstörte

Stadt, 2) ein sehr altes Buch, 3) ein Politiker unserer Zeit. Der glückliche Gewinner erhält ein Freixemplar." Natürlich handelte es sich um Babel und Bichsel, über die Friedrich Delitzsch damals schrieb und Vorträge hielt, sowie Bebel, den alle Arbeiter verehrten und alle Bürgerlichen fürchteten. Kraßmüller, dessen Brüder Arbeiter waren, kannte auch schon den Spruch:

Alle Räder stehen still,  
Wenn es August Bebel will.

Er belehrte mich auch darüber, daß die Forderung: "Acht Stunden Arbeit, acht Stunden Erholung, acht Stunden Schlaf," sehr vernünftig sei. Entrüstet erzählte er mir, daß ein Wiesbadener Unternehmer, Kalkbrenner, bei der Berechnung von Lebenshaltungskosten gesagt habe: "Wozu braucht ein Arbeiter Beleuchtungsmittel? Wenn er genug gearbeitet hat, kann er sich auf den Strohsack kauern und schlafen." Der Name dieses Menschenfreundes ist mir in Erinnerung geblieben, weil er in der Wiesbadener Skandalnotiz eine Rolle spielte. Kalkbrenner amüsierte sich eines abends mit einer Schauspielerin in einer Gartenlaube, bis plötzlich seine Gattin wie eine Furie hereinstürzte und der Unglücklichen das Gesicht so gründlich mit den Nägeln zerkratzte, daß sie mehrere Wochen lang nicht auftreten konnte. Darauf sagten die boshaften Wiesbadener: "Se kann net spiele, weil se's Kalkbrenner ins Gesicht 'kriegt hot."

Wenn ich unser Gedichtheft heute bekommen könnte, würde ich mit Vergnügen das zehn- oder zwanzigfache des ursprünglichen Ladenpreises dafür geben. Leider besteht aber keine Hoffnung, daß ich diese Blüte des deutschen Makulaturwaldes jemals wieder erblicke; denn die erste und einzige Auflage erschien nur in einer Höhe von 250 Exemplaren. Es bleibt mir also nur das erhebende Bewußtsein, daß ich im Jahre 1953 mein sechzigjähriges Schriftstellerjubiläum, das nur selten jemand erlebt, hätte feiern können. Immerhin griff dieser literarische Erstling sogar in den Lehrplan des Wiesbadener Gymnasiums ein. Auf einem Schulspaziergange spielte ein Kamerad, der vermutlich auf Kraßmüller und mich eifersüchtig war, das Heftchen unserem Klassenlehrer, Professor Adam, in die Hände und erwartete eine vernichtende Kritik. Adam war ein sehr guter Mensch und mußte sehr gereizt werden, ehe man ihn dahin brachte, seinen berühmten halb griechischen Fluch: "Gassenbuben, kat exachan" (Gassenbuben par excellence, im höchsten Sinne des Wortes) vom Stapel zu lassen. Er las die Gedichte durch und sagte dann: "Die Sachen sind ganz nett, aber Kraßmüller und Riemann können keine Metrik. Die Akzente sind falsch, Jamben wechseln mit Trochäen, und die Reime sind auch nicht alle rein. Wir müssen einen gründlichen Kursus in Metrik und Poetik halten." Er führte diesen Vorsatz gewissenhaft durch, nahm aber auch den Aufbau und die Charakteristik durch. Diese Wirkung hatte der Neider, der ihm das Heft zusteckte, sicher nicht erwartet, und die meisten Schüler werden entsetzt gewesen sein, daß sie so lange poetisch einexerziert wurden, obwohl es nicht in ihrer Absicht lag, jemals Verse zu machen. Kraßmüller und mir aber machte es großes Vergnügen; denn jeder Mensch ist dann am aufmerksamsten, wenn von ihm die Rede ist.

Adam hatte eine große Vorliebe für Rhythmus. Ob wir Goethes "Hermann und Dorothea", Vergils "Aeneis" oder Homers "Odyssee" lasen, war in dieser Beziehung gleichgültig. Er ließ am Schlusse der Stunde die behandelte Partie chorweise von der Klasse vorlesen und klopfte dazu den Rhythmus mit dem Bleistift auf dem Katheder. Der Hexameter ging uns derartig in Fleisch und Blut über, daß wir, wie Scheffel im "Trompeter" sagt, "den Rhythmus fest im Herzen" hatten. Ich setzte mich sogar hin und fing an, das Leben Mohammeds in Hexametern zu behandeln, fand aber auf der ziemlich reichhaltigen Wiesbadener Landesbibliothek nicht genug fesselnde Einzelheiten und ließ es daher bei einigen

hundert Hexameter allgemeinen Inhalts bewenden. Da Adam unter den Epikern auch Ariost und Tasso erwähnte, fing ich an, Stanzen zu dichten, und wollte die Französische Revolution in solche gießen. Über den Eingang, über den ich nicht sehr weit hinauskam, sind mir noch die Verse erinnerlich:

Oft wird mein Lied Graf Mirabeau erheben,  
 Der sich erniedrigt, wie der Tor wohl glaubt,  
 Als er, bestimmt, im höchsten Glanz zu leben,  
 Hinuntersteigt, des Adels sich beraubt.

Wer die Griechische Übersetzung von Ariosts "Rasendem Roland" gelesen hat, hört hier deutlich ihr Echo.

Adam war nicht, wie Kraßmüller und ich, der Meinung, daß Schiller der größte deutsche Dichter sei, sondern hielt Klopstock dafür. Natürlich nicht Goethe, in dem jeder Katholik den Heiligen entdeckt, während die Protestanten daran gewöhnt sind, sich mit allem abzufinden, und die dürftigsten Überreste christlicher Auffassung für ein ganzes halten. An Schiller störten Adam die Blasphemien. Es war ihm sehr unangenehm, daß der Christengott in den "Göttern Griechenlands" so entschieden abgelehnt wurde. In Schillers "Jungfrau von Orleans" war ihm der Monolog des sterbenden Talbot unerträglich. Er war eben Katholik, ging aber nicht so weit wie unsere katholischen Mitschüler, die Webers "Dreizehnlinden" für den Höhepunkt der deutschen Dichtung erklärten oder sogar den damals noch vom Borromausverein angepriesenen Karl May jeder anderen Lektüre vorzogen. Dieser hatte seinen angeblichen Übertritt zur katholischen Kirche ja selbst sehr energisch bestritten, aber der Verdacht, daß er ihn in Aussicht gestellt und damit Geschäfte gemacht hat, ist schwerlich unbegründet. Heute reißt sich wohl niemand mehr um Karl May, da jeder weiß, daß Hitler fast nichts anderes als seine abenteuerlichen Romane mit eingelegten Predigten gelesen hat. Gerade die frommen Partien fielen mir schon, als ich noch Schüler war, auf die Nerven. Cooper und Ferry las ich sehr gerne, aber bei Karl May hatte ich das Gefühl des Unechten. Dagegen hatte ich es gar nicht bei Rider Haggards Roman "König Salomos Schatzkammer", den ich mir von meinem Freunde George Gumer mehrmals borgte, weil er mich immer wieder fesselte. Noch in viel späterer Zeit habe ich, wenn ich in ein Antiquariat kam, immer nach Haggard gesucht, aber nur selten etwas von ihm gefunden. Die edlere Abenteuerliteratur ist ja das, was von den zahlungsfähigen Bücherliebhabern am eifrigsten gesucht, gekauft und zuletzt wieder hergegeben wird.

Bei Gumers, die nahe von uns in der Adelheidstraße wohnten, fand ich aber noch etwas anderes, was mir mindestens eben so willkommen war, nämlich einen ungeheuer großen Kasten edelster Zigarren aus dem Nachlaß des Vaters, der früh verstorben war. Er war Kaffeehändler in Bremen gewesen. Frau Gumer hatte außer George nur zwei Mädchen. Außerdem lebte mit ihr noch eine Schwester zusammen. George war also der einzige Mann im Hause und wurde vor allen Raucherexzessen durch ein hartnäckiges Magenleiden bewahrt. Als Frau Gumer merkte, mit welcher Leidenschaft ich rauchte, sorgte sie dafür, daß ich nie wieder ging, ohne eine oder mehrere Importen empfangen zu haben. Kraßmüller und ich pflegten unsere Zigarren neben der Kaserne einzukaufen, wo man für zwanzig Pfennige sieben große Dreipfennigzigarren bekam. Nunmehr rauchte ich also abwechselnd Oldenkott aus der Pfeife, ganz gemeine Landserzigarren und feinste, aber sehr schwere Importen. Jeder Gewohnheitsraucher weiß, daß man gute Zigarren nur genießt, wenn man ab und zu auch eine schlechte raucht. Meine Raucherbildung ist also durch das Gumersche Haus sehr wesentlich gehoben worden. Dafür bin ich der Familie Gumer wohl noch heute dankbar; denn man hat vom Leben nur etwas, wenn man das Genießen gelernt hat und die Askese für eine besonders unerquickliche Form der Verrücktheit hält. Der

Unsinn, der über die verderblichen Folgen des Rauchens von Ärzten geredet und in den Zeitungen veröffentlicht wird, ist von mir nie ernst genommen worden. Geärgert haben mich aber oft weibliche und männliche alte Tanten, die jede Versammlung dadurch störten, daß sie zunächst, weil ihnen nichts anderes einfiel, den Antrag einbrachten, das Rauchen einzustellen. Die Majorität, die das beschließt, setzt sich gewöhnlich aus Pantoffelhelden zusammen, die nicht rauchen dürfen, und aus Geizhalsen, die kein Geld dafür ausgeben wollen. Aus Neidhammelei verbieten sie dann das Vergnügen, das sie sich versagen, den anderen. Das verbieten ist ja überhaupt eine Leidenschaft, die in den letzten fünfzig Jahren in Deutschland nicht abgenommen hat, sondern beständig gewachsen ist. Säle und Haustüren, Amtsräume und Schulen, Wald und Wiese strotzen von Verbotstafeln, und jeder Übertreter wird von Menschen, die sich in freiwillige Schutzleute verwandeln, angebrüllt: "Sie können wohl nicht lesen?" - In Wiesbaden stand an einem Wege, der durch ein Grundstück führte, sogar eine Tafel mit der Inschrift: "Die Benutzung dieses Weges ist nur auf Widerruf gestattet." Wir haben uns oft das eulenspiegelhafte Vergnügen gemacht, durchzulaufen und dabei fortgesetzt: "Wider" zu schreien. Vielleicht steht diese Tafel heute noch da, wenn der Weg nicht inzwischen endgültig gesperrt worden ist. Man redet so oft davon, daß der Freiheitssinn bei den romanischen Nationen stärker entwickelt ist als bei uns. Wenn man diesem Mangel in Deutschland abhelfen will, fängt man sicher mit der Weisung an: "Es ist verboten, nicht freiheitlich zu denken."

Die einzige Rettung vor dem immer blinder werdenden Gehorsam liegt darin, daß die einander widersprechenden Gebote schließlich dazu zwingen, darüber nachzudenken, welche Verbote berechtigt, und welche unberechtigt sind. Ebenso steht es mit den Vorurteilen. In einer Atmosphäre ohne Vorurteile zu landen, hofft man jedesmal, wenn man eine mit besonders vielen Vorurteilen geschwängerte verlassen hat. Nach einiger Zeit entdeckt man, daß in der neuen Umgebung eben andere Vorurteile herrschen. So ging es mir auch mit Kraßmüller. Wir machten viele Spaziergänge im Taunus zusammen. Er zeigte mir dabei die Kneipen, in denen Apfelwein unter der zweideutigen Überschrift "angestochene Mädchen" verkauft wird. Das kann nämlich der Plural von "Mader" sein, aber auch von "Mädchen". Kraßmüller machte mir auch klar, daß man süßen Apfelmust, der noch nicht ausgegoren ist, nur vertragen kann, wenn man zwischen je zwei Gläser einen bitteren Schnaps einschiebt. Wir kehrten dann gewöhnlich eingehenkelt heim und sangen dazu: "Horch was kommt von draußen 'rein!" Die Melodie beherrschte er vollkommen, ich nicht, aber dafür konnte ich das "Hollahih hollahoh" viel lauter herausschmettern als er aus seiner ziemlich heiseren Kehle. Am wertvollsten war mir Kraßmüllers Kenntnis der Winzerstuben, in denen man ein "Spezial", das heißt ein Viertelliterglas, Wein für fünfundzwanzig Pfennige bekam. Die leichte Fröhlichkeit, die das erzeugte, war natürlich aus finanziellen Gründen begrenzt. Über drei Gläser kamen wir nicht hinaus. So wuchs meine Bildung auch auf diesem Gebiete beständig. Eines Tages aber nahm Kraßmüller auf einen solchen Ausflug auch den Laufburschen und Verlader seines Vaters, Fritz Käppes, mit. Dieser fidele Bursche gefiel mir sehr gut. Wenn wir sangen: "Frühmorgens, wenn die Hähne krähn," und zu dem Verse kamen: "Der liebe Gott geht durch den Wald;" sang er andachtsvoll weiter: "Und wen'e kriet, den mecht'e kalt" (wen er kriegt, den macht er kalt): Er berichtete auch von sehr vergnügten Landpartien mit Kraßmüllers Vater. Als wir einkehrten, schlug ich sofort allgemeine Verbrüderung vor. Kraßmüller machte etwas zögernd mit. Am nächsten Tag nahm er mich vor und sagte: "Du, das mit der Brüderschaft war falsch. Wenn ich geahnt hätte, daß du so etwas machen wolltest, hätte ich den Fritz Käppes gar nicht mitgenommen. Nimm mir's nicht übel, aber das mache ich wieder rückgängig. Es ist doch unser Ausläufer, und da weiß ich gar nicht mehr, wie ich mit

ihm reden soll." Ich war vollkommen verblüfft. Die Schranke, die ich eingerissen hatte, lag nach meinem Gefühl zwischen meinem Elternhaus einerseits, Käppes und Kraßmüller andererseits. Nun gab es wieder eine Schranke zwischen den beiden, und Kraßmüller hielt sie aufrecht! Auch den konfessionellen Grenzpfählen war er nicht völlig entronnen. Als ich einmal zu ihm sagte: "Ich glaube nichts, und du glaubst auch nichts," bekam ich die Antwort: "Du hast mein Credo noch nicht zu hören bekommen, und so ohne weiteres gebe ich es nicht preis!" Mehr war nicht aus ihm herauszuholen. Vielleicht hatte er Angst, daß ich ein offenes Geständnis seines Unglaubens mit gewohnter Offenherzigkeit vor anderen wiederholen würde, und daß dies der Kaplan Wedewer erfahren könnte. Vielleicht ging aber nur in seinem Kopfe noch allerhand durcheinander, wie es auch bei mir der Fall war. Als wir 1894 in die Obersekunda versetzt wurden, nahm ich den hebräischen Unterricht mit, weil ich mir den Weg zur Theologie offenhalten wollte. Konfirmiert hatte mich der Pfarrer Vusemeyer, der unbestritten als der erste Kanzelredner Wiesbadens galt. Bei der Predigt für das Mädchen nahm er die Geschichte von Noahs Tauben vor, erst die von der Taube mit dem Ölblatt, und dann die darauf folgende von der Taube, die nicht wiederkam: "Warum kam sie nicht wieder?" fragte Vusemeyer. "Sie war mit ihren Flügeln zu tief in den Schlamm geraten, und das ist es, wovor ich euch heute alle warnen wollte. Hütet euch vor dem Schlamme!" Mit solchen Bildern warf Vusemeyer geradezu um sich. Er war Rhetoriker, poetischer Kanzelredner, und das gefiel meinem ohnehin dichterisch gestimmten Gemüte natürlich und reizte zur Nachahmung.

Bei der Konfirmation kam ich an das Gebot: "Du sollst nicht andere Götter haben neben mir!" Ich versprach mich aber und sagte "neben dir". Vusemeyer überhörte das zwar, aber nicht meine Mutter. Sie sagte auf dem Nachhauseweg zu mir: "Da hast du deinen wahren Charakter enthüllt. Du machst dich zu deinem Gott, und das gehört sich nicht." Meine Mutter las damals gerade Stirners Schrift: "Der einzige und sein Eigentum." Hans von Bülow hatte ihr das Buch empfohlen. Später erbe ich das Exemplar von ihr und sah an der Stelle, wo Stirner vom Sinne der Jugend für Äußerlichkeiten und Abzeichen spricht, daß Mutter an den Rand geschrieben hatte: "Robert." Anregungen gab es bei uns wahrhaftig genug, man schwamm förmlich in einem Strudel von Anregungen, aber Klarheit und Sicherheit waren noch lange nicht da. So war es kein Wunder, daß ich zwar niemals Ekstasen oder religiöse Erlebnisse durchmachte, aber doch von dem Gedanken gelockt wurde, eines Tages auf der Kanzel zu stehen und so bildreiche Predigten zu halten wie Vusemeyer. Zwanzig Jahre später fing ich dann auch an, Jugendweihen und Grabreden in der Freidenkerbewegung abzuhalten, und ich stehe nicht dafür, daß ich dabei nicht zuweilen in den Stil Vusemeyers geraten bin.

Der hebräische Unterricht trug ein ganz eigentümliches Gepräge. Die wenigen, die ihn besuchten, hatten an zwei Tagen der Woche eine sechste Vormittagsstunde, in der man nicht sehr aufnahmefähig zu sein pflegte. Der alte Professor Spieß, der den hebräischen Unterricht gab, hatte sieben Kinder und schrieb nachts Bücher. Daher nickte er oft auf dem Katheder ein. Wir übersetzten zunächst weiter, aber dann fielen namentlich in der Mittagsglut des Sommers auch uns die Augendeckel herunter, und es trat feierliche Kirchenstille ein. Dann wachte Spieß auf und sagte unwillig: "Wo waren wir stehengeblieben? Bei welchem Satze? - Riemann, Montenbruck, Suger? Weiß keiner, bei welchem Satze wir waren? Wir halten hier doch keine Siesta!" Das war eine kühne Behauptung. Sattelfest bin ich nie im Hebräischen geworden. Heute weiß ich zwar noch, daß der Wein Jajin heißt und die Weinsorte Jaje. Vom Paradigma Katal, Katela, Katalta, Katalt kann ich ungefähr so viel hersagen wie Heinrich Heine, der behauptet, daß er es nachts im Ticken der Uhr gehört habe. Im übrigen aber habe ich nur den Satz behalten: "Ben chakam jechamach

ab", zu deutsch: "Ein braver Sohn erfreut seinen Vater." Diesen Satz hatte ich nämlich richtig in einem Extemporale, in dem das meiste andere falsch war, und da behielt ich ihn.

Montenbruck, der mit mir im hebräischen Unterricht schlief, war der Sohn eines Pfarrers im Dorfe Bleydenstadt und hat später wirklich Theologie in Heidelberg studiert. Sein Vater hatte eine große Pension, in der ländliche Zöglinge für die Untertertia des Wiesbadener Gymnasiums vorbereitet wurden. Der Sohn rauchte wie ich lange Pfeife und stellte sogar eine bei mir ein, weil er mich öfter besuchte, wenn ihm eine mathematische Aufgabe Schwierigkeiten machte. Eines Tages wurden uns unsere großen weißen Porzellanpfeifenköpfe zu prosaisch. Wir kauften uns Emailfarben und strichen sie schwarz-weiß-rot an. Aber die Farbe kochte und trieb Blasen, so daß wir genötigt waren, zum unpolitischen Weiß zurückzukehren. Da Montenbruck zuweilen bei uns Kaffee trank, luden mich seine Eltern ein, einmal Sonntags nach Bleydenstadt zu kommen. Als ich abends in einer Art von Postkutsche zurückfuhr, schneite es gewaltig. Man fror im Wagen und rückte dicht zusammen. So sah ich, daß ein Mann neben sich einen Haufen Plakate zu liegen hatte, auf denen in großen Lettern "Deutsch-soziale Reformpartei" stand. Neugierig wie immer betrachtete ich sie. Dem Mann machte das Vergnügen und er sagte zu mir: "Sie brauchen vor dem Wort sozial keine Angst zu haben. Das schreiben wir nur so hin. Wir sind Deutsche, also gegen die Juden, aber Sozialdemokraten sind wir nicht, im Gegenteil!" Er ergoß sich dann in längeren Ausführungen über Liebermann von Sonnenberg und Ahlwardt, von denen ich noch nie etwas gehört hatte, obwohl Hessen schon damals (1894) eine antisemitische Hochburg war. Zu Hause erkundigte ich mich natürlich und bekam von meinen Eltern die Belehrung, daß Ahlwardt ein schwieriger und verlogener Hetzer wäre, auf den nur ganz dumme Menschen hereinfließen. Als ich von diesem Erlebnis in der Klasse erzählt, brachte mir der Sohn eines Majors eine Broschüre Ahlwardts, auf deren Titel ich mich aber nicht mehr recht besinnen kann. Vermutlich waren es die "Judenflinten". Jedenfalls erschütterte der Eindruck meine Überzeugung, daß die Juden intelligente Menschen seien, durchaus nicht.

Mit unseren jüdischen Klassenkameraden, Meyer und Hertz, unterhielt ich mich gern über hebräische Worte, die sie nach der portugiesischen Vokalisation mit einem o versahen, wo wir ein a lasen. Der Satz vom guten Sohne lautete also für sie: "Ben chokom jehomoch ob." Viel mehr aber interessierten mich ihre Übersetzungen des alten Testaments. Daß dieses zum großen Teil aus alten Heldenbildern bestand, war mir damals schon klar. Sie kamen mir aber in Luthers Übersetzung nicht homerisch genug vor, und ich erwartete, daß sie von Juden sehr viel schwungvoller wiedergegeben sein würden. Da erlebte ich freilich eine Enttäuschung. Die Übersetzung wich gar nicht erheblich von der unsrigen ab, und vom dröhnenden Rhythmus war nichts darin. Der hochintelligente Hertz, dessen Vater das größte Konfektionshaus besaß, belehrte mich kurz und treffend über Heine und Börne: "Die Französische Revolution hatte die Juden befreit. Mit Napoleon kam die Befreiung nach Deutschland. Als Preußen aber die verlorenen Landesteile wieder zurückeroberte, wurden alle diese Befreiungen wieder aufgehoben. Du kannst es Börne und Heine nicht verdenken, daß sie für Preußen nichts übrig hatten." Das sah ich ein. Ich fragte Hertz nach seiner Weltanschauung und bekam die Antwort: "Die Lehre der Epikureer. Treibe jeden Genuß nur so weit, daß du am nächsten Tage Lust hast, ihn zu wiederholen!" Auch das leuchtete mir ein, doch habe ich diesen weisen Rat nur selten befolgt. Hertz besorgte mir dann noch ein Buch: "Die Posaune des jüngsten Gerichts über Hegel." Das las ich auch durch, begriff aber nicht recht, daß es sich um eine Satire gegen die orthodoxen Theologen, die Hegel verketzerten, handelte. Hegel selbst las ich in Wiesbaden, das wir im Herbst



1895 verließen, noch nicht. Wohl aber schlug ich mich bereits mit Kants "Kritik der reinen Vernunft" herum. Erinnerunglich ist mir aus dieser ersten und arg verfrühten Lektüre noch, daß ich mich sehr mit dem Unterschiede zwischen "transzendent" und "transzendental" plagte. Schließlich schrieb ich in mein Exemplar der "Kritik" den resignierten Spruch Goethes hinein:

"Du kommst nicht ins Ideen-Land"  
So bin ich doch am Ufer bekannt.  
Wer die Inseln nicht zu erobern glaubt,  
Dem ist Ankerwerfen doch wohl erlaubt.

Erst acht Jahre später kapierte ich in Wundts Kolleg Kant wirklich, las dann unzählige Erkenntnistheorien und verfluchte nach weiteren zehn Jahren jede Stunde, die ich auf die Lektüre dieser gänzlich unfruchtbaren Bücher verwandt hatte. Hertz verfuhr auch in dieser Beziehung viel vernünftiger als ich. Er sagte mir, ich solle nicht die "Kritik der reinen Vernunft", sondern die vernünftig und verständlich geschriebenen kleinen Schriften "Von der Macht des Gemüts", "Träume eines Geistersehers" und "Zum ewigen Frieden" lesen. Leider war ich aber damals noch so dämlich, daß ich den bloßen Hinweis auf die Leichtverständlichkeit eines Buches dahin auslegte, daß es also unter meiner Würde sei, es zu lesen. Alles sollte schwierig sein und dann doch untergekiegelt werden. Das Käuferideal schlug wieder durch. Ich schlug mich mit den großen Geistern herum wie vorher mit den Schlosserburschen. Nietzsche würde sagen: "Alles ist Wille zur Macht," und die Freudianer würden mit der gleichen Entschiedenheit von einem sublimierten Trieb, geschlechtlich zu vergewaltigen, reden. Es ist nur gut, daß der Trieb kein Unheil mehr anrichtet, wenn er sublimiert ist. Falls es wirklich eine Sublimierung gibt, vollzog sie sich bei Hertz anders als bei mir. Er langweilte mich einmal mit einer langen Geschichte von seiner Liebe zu einer kleinen Verkäuferin. Er hatte sie eines Tages recht willig gefunden, sich aber im letzten Augenblick selbst bezwungen und verzichtet. Das hatte ihm das Mädchen natürlich sehr übel genommen. Er wollte ihre Gunst aber wiedergewinnen und hatte bereits einige Hoffnungen, daß es ihm gelingen werde. Ich fühlte mich nicht kompetent den Fall zu beurteilen, dachte aber im Stillen: "Naja, dann geht die Geschichte von vorne los, und so kann das mit Grazie ad infinitum weitergehen." - Vielleicht liegt in der Endlosigkeit der eigentliche Reiz für die unmittelbar Beteiligten, jedenfalls aber nicht für die, denen sie davon erzählen. Der sonst so gescheite Hertz kam mir komisch vor, wenn er einen solchen Bericht vom Stapel ließ. Das ist mir später mit mehr Leuten so gegangen. Zum Vertrauten in Liebesangelegenheiten habe ich mich nie geeignet. Auch einen wirklichen Liebesbrief habe ich niemals zustande gebracht. Was man eigentlich will, ist ja bekannt. Zugleich davon und von tausend anderen Dingen zu reden, die erst durch die überall durchschimmernde Liebe bedeutungsvoll werden, ist eine Kunst, die Goethe beherrscht hat. Man kann aber doch nicht aus seinen Briefen abschreiben, also ähnlich verfahren wie Mirabeau, der eine Geliebte mit Phrasen aus einem vor Jahrhunderten verfaßten Liebesbriefwechsel zufriedenstellte. Die persönlichen Erlebnisse liefen bei mir meistens auf gelesene Bücher, später auch auf politische Versammlungen heraus. Meine unglücklichen Opfer bekamen also Rezensionen oder Leitartikel, aus denen sie nur entnehmen konnten, daß sie in meinem Leben nicht die Hauptrolle spielten. Der ganze Liebeskomment läuft aber darauf hinaus, daß die Angebeteten in der Einbildung bestärkt werden, daß der Liebhaber Tag und Nacht nichts anderes zu tun habe, als nur an sie zu denken. Das ist in Wahrheit nicht einmal bei den Minnesängern im Mittelalter der Fall gewesen, in neuer Zeit aber noch viel weniger. Auf diesen Schwindel habe ich mich nie verstanden. Das hat

mich auch abgehalten auf Unterprima die übliche Tanzstunde mitzumachen, weil sie mir als eine törichte Zeitverschwendung und affektierte Ziererei erschien. Aber die Kunst des Tanzens hat mir später bei allen möglichen Gelegenheiten gefehlt, bei Studentenbällen und im Offizierskasino, wo die Leutnants wie Verliebte miteinander tanzten, ebenso wie bei politischen Festabenden mit Tänzchen, bei den Schulbällen, sogar in der Ehe; denn wenn jemand so liebenswürdig war, aufzufordern, konnte ich mich nie revanchieren, indem ich ihm die seinige abnahm. Hier wies meine sonst so vielseitige Bildung eine empfindliche Lücke auf. Es gab sogar Leute, die sich beleidigt fühlten, wenn ich erklärte, nicht tanzen zu können. Man hielt das einfach für unmöglich. In der Agitation habe ich Leute kennengelernt, die nie eine gute Rede zustandebrachten, aber mit dem Tanzbein größere Erfolge erzielten als ich mit der Rednerzunge.

Gefördert wurde ich auch durch den Umgang mit Schauspielern. In Wiesbaden lief ein nicht mehr junger Komödiant Benhold umher, der aus mir unbekanntem Gründen kein Engagement mehr fand, obwohl er eine prachtvolle Stimme hatte und eine Masse Rollen auswendig wußte. Vermutlich war ihm seine Neigung, immer gleich die stärksten Akzente aufzusetzen, hinderlich. Ich sah ihn eines Tages auf der Straße, trat auf ihn zu und fragte ihn nach einer Stelle in Shakespeares "Kaufmann von Venedig", den ich in der kleinen Ausgabe von Meyers Volksbücherei bei mir hatte. Benold gab hocheifrig Auskunft, die sich allerdings weniger auf den Sinn der Stelle bezog als auf die Art, wie man sie deklamieren mußte. Er ging dann mit mir weiter und trug mir die ganze Rolle Antonios vor, dann einige Monologe aus dem "Hamlet" und schließlich die Leichenrede Mark Antons aus dem "Julius Cäsar". Als er das "Mitbürger! Freunde! Römer! hört mich an!" herausdonnerte, kamen ein paar übermütige Jungen herbeigelaufen. Einer von ihnen machte Benold nach, indem er eine kauernde lächerliche Stellung einnahm und "heideideideidei" schrie. Benold trat einen Schritt auf ihn zu, hob feierlich seinen Arm und brüllte mit noch stärkerem Stimmenaufwand: "Sie Heupfä-ä-ärd!" Der Jüngling floh entsetzt, und Benold wandte sich triumphierend zu mir um: "Ha! dem hab' ich's aber gegeben! Dem hab' ich's aber gegeben!" Dann ging die Deklamation weiter. Dieser klassische Spaziergang dauerte drei Stunden. Benold war eben froh, ein Publikum gefunden zu haben. Wir trennten uns nicht, ohne einen weiteren Spaziergang verabredet zu haben. Eines Tages sagte er zu mir: "Wollen Sie ein Begräbnis sehen?" Ich sagte: "Warum nicht?" Darauf führte er mich in einen Laden, in dem die Vorräte und das Inventar zwangsversteigert wurden, was ich noch nie mitangesehen hatte. Als wir wieder hinausgingen, bemerkte er pathetisch: "Ich wollte Ihnen ein Begräbnis zeigen. Ist ein Bankrott etwa kein Begräbnis? Die Trauer ist sogar noch größer!" Dann erzählte er mir, daß er über einer Wirtschaft wohne, in der er sich des Abends oft noch ein großes Gefäß voll Bier hole. Vorgestern aber hatte ihm der Wirt das Bier mit den Worten überreicht: "Ihnen sollte man überhaupt kein Bier mehr geben. Sie sind ein Lump!" - "Den Lump wollen wir anfeuchten!" habe er erwidert und ihm den Liter Bier über den Kopf gegossen. "Habe ich das nicht prachtvoll gesagt, den Lump anfeuchten, ist das nicht eine ausgezeichnete Antwort?" fragte er mich. Ich bejahte etwas zögernd, da mir die Szene nicht heroisch-tragisch genug gegenüber dem, was ich sonst von ihm zu hören bekam, schien. Benolds Heldengestalt verblaßte mir bereits ins Menschliche und Regersche, als ich ihn einmal bei dem Zigarrenhändler Jean Diels gegenüber dem Wiesbadener Bahnhof traf. Diels hatte vorzügliche Brasilzigarren, die ich teils für meinen Vater, teils für mich zu holen pflegte. Wir begrüßten uns sehr vergnügt, aber Diels schüttelte nur den Kopf und sagte, als der Schauspieler hinaus war: "Lassen Sie sich nur nicht zu tief mit dem Benold ein! Er steht in schlechtem Rufe. Letzten Sonntag hatte er in Biebrich für eine Aufführung einen Saal gemietet. Es kam aber fast niemand.

Die Vorstellung ist nicht einmal zu Ende geführt worden, und jetzt sitzt der Wirt da und weiß nicht, woher er die Saalmiete kriegen soll; denn von Benold hat noch niemand Geld bekommen. Er ist total verbummelt. Ich würde ihm keine fünf Groschen borgen." Diese Enthüllung störte mich wenig; denn Schulden gehören gewissermaßen zur Lebensführung eines Künstlers. Nach einiger Zeit traf ich Benold aber nicht mehr. Er hatte wohl wieder bei irgendeiner Schmiede ein Unterkommen gefunden. Gefördert hat er mich insofern, als ich später, wenn ich in Gefahr war, den Stimmaufwand zu übertreiben, immer gedacht habe: "Stop, Mensch! Du brüllst ja wie Benold!"

Mit einem anderen Schauspieler machten mich meine Eltern bekannt. Bei den Schulfeiern wurde ich häufig wegen meiner gewaltigen Stimme zum Deklamieren verwendet. Außerdem legte man in den Oberklassen Gewicht darauf, daß möglichst lange Gedichte, am liebsten gleich zwanzig Strophen, auswendig hergesagt wurden. Nun ist mir das Behalten von Versen immer außerordentlich leicht gefallen, während meine Mitschüler sich entsetzlich damit plagten. Noch heute behalte ich wirklich gut gesetzte Verse, etwa die Bert Brechts, schon beim einmaligen Hören. Man war also ziemlich sicher, daß ich nicht stecken bleiben würde. Direktor Phäler hatte mir ein langes Gedicht von Ernst Moritz Arndt auf Blücher ausgesucht. Als ich zu Hause erzählte, wie ich es deklamieren sollte, sagte meine Mutter: "Ach was! Wir schicken dich mit einem Briefe zu Bethge, den wir neulich in einer Gesellschaft kennengelernt haben. Der bringt dir bei, wie man wirklich deklamiert. In der Schule wird das alles viel zu steif und langweilig erledigt." Also marschierte ich mit dem Briefe zu Bethge und staunte zunächst über sein Zimmer. An der Wand hingen verstaubte Lorbeerkränze, außerdem auf dem Sofa, auf dem er während der Unterweisung liegenblieb, ein großer Koffernschild mit quer darüber genagelter mächtiger Lanze. Ein solches Zimmer hatte ich in meinem Leben noch nicht gesehen. Bethge las mir das Gedicht zunächst vor, dann las ich, und er verbesserte. Als ich schließlich dankte und ging, sagte er: "Ich glaube, Sie haben sogar Talent." In der Schule ließ ich die Anweisung durch Klassenlehrer und Direktor geduldig über mich ergehen, deklamierte beiden das Gedicht so feierlich-langweilig vor, wie sie es haben wollten, was mir nicht schwer fiel, und hob mir die eigentliche Deklamation für die Feier auf. Als meine Stimme durch die Halle dröhnte: "Hut ab, ihr Burschen! Habt Respekt vor diesem Mann, der alte Marschall Blücher ist's, seht euch den Helden an!" hoben alle Schüler erstaunt die Köpfe, und als ich unter beständiger Steigerung des Stimmenaufwandes zu Ende kam, ohne den Atem verloren zu haben, brach ein donnernder Applaus los, dem der Direktor unwillig winkend ein Ende machte; denn bei Schulfeiern wurde nicht geklatscht. Unter meinem Rektorat ist das auf der Leipziger Leibnizschule allerdings anders geworden. Da habe ich immer als erster geklatscht und den allgemeinen Beifall entfesselt, wenn irgendeine musikalische oder deklamatorische Leistung über das Mittelmäßige hinausging. Mein Verkehr mit Bethge hat aber trotz des großen Erfolges in der Aula nicht lange angedauert. Meine Mutter traf ihn eines Tages auf der Straße, als er mit dem Finger in einem Zahn herumpuhlte. er unterbrach diese Beschäftigung nur kurze Zeit, um zu grüßen, und puhlte dann weiter. Darauf kam meine Mutter empört nach Hause und verfügte: "Mit dem ungebildeten Menschen verkehren wir nicht mehr, und auch du nicht, Robert!" Das war entschieden zu hart. Man soll die guten Sitten eines Menschen nicht danach beurteilen, wenn er Zahnschmerzen hat. Da ich im Gegensatz zu meinem kräftigen Körperbau miserable Zähne hatte und schon mit dreiundzwanzig Jahren ein Unterstück trug, kenne ich den Zustand, in den man durch Zahnschmerzen versetzt werden kann, viel zu gut, um mich über eine solche Entgleisung zu wundern und daran moralische Urteile zu knüpfen.

Der dritte Schauspieler, den ich kennenlernte, war noch keiner. Er war der Sohn ei-

nes Berliner Schauspielers, Roderich Arndt, der mit seiner Mutter, die von ihrem Gatten getrennt lebte, in der Adelheidstraße wohnte. Später ist Roderich Arndt in Berlin Helden-Darsteller geworden, hat also gewissermaßen die Nachfolge seines Vaters angetreten. Finanziell ging es ihm in Wiesbaden schlecht. Meine Mutter sagte einmal: "Soeben bin ich Roderich Arndt in seinem neuen Sommermantel auf der Wilhelmstraße begegnet. Ich wußte, daß dieser Mantel seiner Mutter Tränen gekostet hat. Er sollte sich schämen, so etwas zu verlangen!" Arndt war mir auf der Schule drei Jahrgänge voraus. An intelligente ältere Kameraden habe ich mich immer sehr gerne angeschlossen, und von Arndt konnte man allerhand lernen. Er warnte mich vor der Schlosserschen Weltgeschichte, die ich gerade las, weil sie viel zu sehr in Schlachten herumwühlte, statt Gedanken zu geben. Da Arndt Katholik war, hatte er eine ausgezeichnete populäre Astronomie von einem Juristen. Ich borgte sie ihm ab und las sie mit großem Interesse durch; denn der schwierige Stoff war fesselnd behandelt. Mein Vater bestätigte mir dann auch, daß die Jesuiten eine besondere Stärke in der Schöpfung solcher Werke hätten. Ich entsinne mich einer Stelle, an der die Lichtgeschwindigkeit behandelt war. Der Autor setzt auseinander, daß ein Auge, das mit größerer Geschwindigkeit als das Licht auf die Erde zufliege, die Helden einer Schlacht erst schon tot sähe und dann noch lebendig. Es gehört etwas dazu, sich ein solches Beispiel auszudenken. Aber diese Dinge trieb Arndt nur nebenher. Vor allem konnte er dramatische Rollen nicht nur so dramatisch wie Benold herunterdonnern, sondern schob Pausen ein, erschöpfte Seufzer, ungewiß gestammelte Worte, errungene Sicherheit im Ton usw. Er bildete den ersten literarischen Zirkel, dem ich angehört habe, flammte als Karl Moor, brach als Orest zusammen und schleuderte das "Oranien! Oranien!" in "Egmont" als einen Verzweiflungsschrei zu den Sternen empor, die aber nur in unserer Phantasie da waren; denn es war heller Tag, wir lagen auf dem Teppich in unserem größten Zimmer in der Rheinstraße 91, tranken Flaschenbier und aßen Äpfel, ohne unsere Därme durch diese eigenartige Mischung zu beunruhigen. Die Erregung verzehrte alles. Leider zog sich Arndt nach einigen Monaten wieder aus dem Zirkel zurück, aber er hinterließ eine Tradition des wirklichen Spiels, die noch nachwirkte, als von den ursprünglichen Teilnehmern außer mir niemand mehr da war. Damit will ich aber keineswegs sagen, daß ich ihn etwa ersetzt hätte; denn sein Abwarten und Aufsparen in der Deklamation habe ich mir nur sehr zum Teil aneignen können, weil mein ausbruchlüsternes Temperament immer wieder zu früh mit mir durchging. Das wesentliche war auch gar nicht, daß ich so etwas selbst konnte, sondern daß ich es an anderen beobachten und beurteilen konnte. Das Spiel interessierte mich schließlich so stark, daß ich mich entsinne, in einer Woche dreimal auf dem Fünfzigpfennigolymp im Wiesbadener Theater gewesen zu sein, um mir dreimal "Maria Stuart" anzusehen, noch genauer den Burleigh, den Höchly spielte. Auf den Gedanken, selbst Schauspieler zu werden, bin ich aber nie gekommen, weil ich schon allzuviel Kritik eingesogen hatte, um nicht zu wissen, daß es dazu nicht langte. Den vollständigen Shakespeare in einem Bande, den mir Roderich Arndt und ein anderer Mitschüler, Paul Stadtler, 1893 zum Geburtstag schenkten, habe ich jahrzehntelang so pietätvoll immer wieder gelesen, daß er sich schließlich vollkommen in Fetzen auflöste. Als ich 1943 meine gesamte Bibliothek verlor, waren die ersten Bücher, die ich mir kaufte, ein neues Exemplar dieses Shakespeare und Stirners "Einzigster".

Wir hatten in Wiesbaden auch einige berühmte oder wenigstens bekannte Dichter. Im nahen Bieberich, das damals noch nicht einverleibt war, wohnte Gustav Freytag, dessen Sohn mit uns das Gymnasium besuchte. Freytag (1816 -1895) war im Alter sehr wohlbeleibt gewesen, hatte eine dicke rote Nase und pustete bei jedem Schritt, wenn er einmal die Rheinstraße heraufkam. Meine Mutter liebte seinen etwas spießbürgerlichen

Kaufmannsroman "Soll und Haben" außerordentlich, ebenso die "Ahnen" und sein sonderbares Buch "Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone", das ich dann auch las, ohne jedoch herauszubekommen, ob Freytag den liberalisierenden Kronprinzen wirklich verehrte, oder ob bei ihm die Bedenken überwogen. Freytag hatte sich allmählich vom Demokraten zum Nationalliberalen entwickelt, war auch durch seine großen literarischen Erfolge sehr reich geworden und hatte von einem Freiheitsdichter nichts mehr an sich. Im Gegensatz zu ihm lebte Bodenstedt, die zweite literarische Größe Wiesbadens, durchaus nicht so philisterhaft, wie das Spötter oft behauptet haben. In den verschiedensten Wiesbadener Klubs wurde er eingeladen, als "Mirza Schaffy" nach seinem 1851 erschienen Gedichtbuch tituliert und aufgefordert, irgendein Lied zu rezitieren, etwa:

Unterm Tisch, vom Weine trunken, liegt der Tor, vom Trunk begeistert.  
Wenn er trinkt, wird er betrunken; trinken wir, sind wir begeistert.

Daran schloß sich eine große Weinkneiperei, und jeder Teilnehmer war fest überzeugt, daß er nicht betrunken, sondern nur begeistert war. Als Bodenstedt 1892 starb, erzählte man sich in Wiesbaden, daß er erhebliche Schulden beim Weinhändler hinterlassen habe, die erst durch eine Sammlung seiner Verehrer gedeckt werden mußten. Seine Familie hatte zu fröhlich mitgezecht. Die vernichtenden Verse, in denen Arno Holz die Bodenstedtschen Sprüche "ein farbig Nichts, bunt auflackiert" nennt, sind viel zu hart. Der lustige Alte lebte durchaus nach seinem eigenen Rezept und war als eine Verkörperung des rheinischen Frohsinns außerordentlich populär. Jeder Gymnasiast, der überhaupt Sinn für Poesie hatte, zitierte Verse von Bodenstedt. Jedenfalls lag er den humanistisch gebildeten Jünglingen mehr als der im Unterricht heilig gesprochene Horaz, der allerdings mehr Töne auf seiner Leier hatte. Neben uns in der Rheinstraße wohnte der Dichter Otto Weddigen, der deutschen und neusprachlichen Unterricht auf dem Gymnasium gab. Wenn er einen Schüler, der ein Buch las, statt sich am Unterricht zu beteiligen, erwischte, brauchte dieser nur zu sagen: "Ich lese die Fabeln und Parabeln von Otto Weddigen," um straffrei auszugehen. Daß man diesen in Westfalen geborenen Dichter "den Storm der roten Erde" nannte, war eine wohlwollende Übertreibung. Er hatte eine sehr präventöse Frau, die an einem der beiden Mecklenburger Höfe Hofdame gewesen war und sich als Frau eines simplen Oberlehrers deplaziert vorkam. Daher ließ sich Weddigen verfrüht pensionieren und widmete sich ganz der Dichtung. er gab sich unendliche Mühe, als Textdichter ins Musiklexikon meines Vaters aufgenommen zu werden, aber der Alte war in diesem Punkte unerbittlich. Er sagte einfach, Textdichter sind keine Musiker. Weddigen, mit dessen beiden Söhnen ich freundschaftlich verkehrte, suchte sogar meine Vermittlung nach, aber mein Vater ließ sich auch von mir nicht dazu überreden. Wir trafen den Dichter Weddigen oft, wenn wir nachmittags auf dem großen Wiesbadener Exerzierplatz spazieren gingen. Er schritt sinnend auf und ab, legte sich dann unter einen Baum und schrieb Verse: "Man dichtet besser im Freien", sagte er zu mir. Aber auch die im Freien gedichteten Verse haben ihm nicht den ersehnten Ruf verschafft. Seine beste Eigenschaft war eine riesige Bibliothek, aus der mir seine Söhne Bücher verschafften, die ich sonst nie bekommen hätte: Die Märchen der Carmen Sylva, d. h. der König von Rumänien, den "Pan Tadeusz" von Adam Mickiewicz, Romane von Levin Schücking, Rellstab und Mügge. Weddigen las nämlich vornehmlich Prosaschriftsteller, um sich von ihnen zu Versdichtungen anregen zu lassen. Er hatte auch Lokalliteratur aus allen Teilen Deutschlands und Lebenserinnerungen von allen möglichen Leuten, also Stoff über Stoff. Er konnte nur nichts daraus machen. Das habe ich so früh gemerkt, daß ich ihm niemals eine meiner eigenen Dichtungen zur Beurteilung vorgelegt habe. Ich hielt ihn einfach nicht für kompetent, oder, noch richtiger gesagt, ich hielt mich

für talentierter als ihn, wie das unter Dichtern ja überhaupt üblich ist. Das Lebensalter macht da gar keinen Unterschied.

Mit meiner eigenen Dichterei kam ich allmählich ins historische Drama, in die blutige Tragödie, mit der nach der Meinung von Jens Peter Jacobsen ein normaler Dichter anfängt. Mein erster Stoff war durch Flauberts "Salammbû" bedingt und durch eine gewisse Teilnahme an den Schicksalen der von den Römern unterjochten Nationen, wie ich sie schon für Viriaths bekundet hatte. So entstand "Karthagos Untergang", natürlich in fünf Akten, natürlich in fünffüßigen Jamben, die jetzt aber sehr gewissenhaft gebaut wurden, natürlich erfüllt von Schillerschem Pathos und natürlich mit nur einer Frauenrolle. Das blieb für alle meine Stücke symptomatisch, hier wußte ich nicht Bescheid. Es mußten eine Naive und eine Heroine ins Stück, das wußte ich vom Theaterbesuch her, aber ich war jedesmal froh, wenn ich eine statt zwei fertiggebracht hatte. Danach hätte mir einer von meinen kunstbegeisterten Freunden, die ich mit der Vorlesung meiner Stücke zu elenden pflegte, einfach sagen sollen: "Porträtiere doch deine Mutter, von der redest du ja genug!" Leider hat es keiner getan. Daß ich auch einen fünftaktigen "Saul" verbrach, daran war nicht Sutzkoros Drama schuld, das ich damals noch gar nicht kannte, sondern Hebbels "Judith", mit der eines Tages Vogelsberger in die Schule kam und mir versicherte: "An dem Stück habe ich zum erstenmale gemerkt, was Charakteristik ist, wenn die Helden sich selbst so interessant sind, daß sie beständig über ihren eigenen Charakter reden. Einzelne Helden Shakespeares tun das ja auch, so Hamlet und Richard III. Besser aber erfolgt die Charakteristik nicht so direkt, sondern geht in Worten und Handlung scheinbar ganz unbeabsichtigt vor sich. Nur das wirkt lebenswahr. Immerhin kam dadurch die Frage: "Wie wird charakterisiert?" in unseren Zirkel hinein, und das war wieder ein Fortschritt. Mein "Saul" aber wurde mehr oder weniger Hebbelsch und das gilt auch von meinen weiteren Versuchen. Bei der Wahl des Stoffes hatte ich stark darauf gerechnet, diesmal wenigstens meine jüdischen Mitschüler zu interessieren. Sie hörten höflich zu, aber ich merkte doch, daß sie keine rechte Neigung hatten, ihren Stammeshelden die Priester verpflichten zu hören.

Selbstverständlich schrieb ich auch einen "Nero", der förmlich im Blut schwamm. Dabei las ich alle Nerodramen durch, deren ich habhaft werden konnte, sogar aus dem Italienischen übersetzte. Das Drama fiel trotzdem schwach aus, aber da ich Seneca darin auftreten ließ, interessierte sich dafür ein Schüler, der zwei Jahre älter war als ich. Er hieß Feller. Sein Vater hatte Selbstmord verübt, indem er Bier in eine Pistole goß, sie in den Mund abfeuerte und sich damit den Schädel zersprengte. Diese Geschichte kannten wir natürlich alle, ohne jemals mit ihm darüber zu reden. Feller las leidenschaftlich Seneca, der die Freiheit des Weisen damit begründet, daß diesem gegenüber aller Unbill und allen Drohungen stets der Ausweg bleibt, durch den Freitod allem ein Ende zu machen. Diese Philosophie war für Feller eine Apologie seines Vaters. Er sagte mir, mein Seneca im "Nero" sei eine klägliche Figur, uns schenkte mir die philosophischen Schriften Senecas und seine Briefe an Lucilius, um mich eines besseren zu belehren. Natürlich gefiel mir die pathetische Art dieses Stoikers damals sehr gut, während ich heute immer daran denken muß, daß der Tugend- und Enthaltensamkeitsprediger Seneca fünfundsechzigfacher Millionär war und selbst nur auf Befehl Neros, der ihn beerben wollte, Selbstmord beging. Er tat es auch noch auf wollüstige Art, indem er sich im Dampfbade die Adern öffnen ließ. Er war also eigentlich ein Epikuräer, und trug nur stoische Philosophie vor, weil das als besonders römisch galt. Man muß sich damit trösten, daß seine stoischen Gedanken eigentlich gar nicht ihm gehören, sondern verlorenen griechischen Philosophen entnommen sind. Immerhin verehrte ich nunmehr neben dem von Hertz übernommenen Epikurismus

auch noch die Stoa in meinem überfüllten Kopfe. Nebenher hatte ich in der Bibliothek meines Vaters ein größtes Teils unaufgeschnittenes Exemplar von Büchners "Kraft und Stoff" gefunden. Diese Philosophie schien mir der naturwissenschaftlichen Richtung unserer Zeit am besten zu entsprechen und hat dauernden Einfluß auf mich gehabt. Feller aber wollte davon gar nichts wissen, sondern erklärte, das Buch sei genauso oberflächlich wie die englischen Philosophen, deren Weisheit darauf hinauslaufe, daß man sein Butterbrot mit Behagen verzehren solle, ohne daran zu denken, daß man keinen Kaviar habe. Er sagte mir auch, daß ich diesen Leuten ohnehin nahe genug sei; denn in meinen Dramen finde man wohl etwas Verstand, aber gar kein Genie, keinen Enthusiasmus und keine wahre Leidenschaft. Er sagte sogar: "Du stolperst im Garten der Poesie herum wie ein blinder Gaul." Ich suchte ihn zu widerlegen, indem ich irgendeine nach meiner Meinung leidenschaftliche Stelle herunterbrüllte. Er lachte aber nur verächtlich und sagte: "Ja, wie sollst du das kapieren? Dazu müßtest du ja gerade das haben, was dir fehlt!"

Er war stolz darauf, daß er Melancholiker war. Seine Lieblingsdichter waren Heine, Byron und Edgar Allan Poe, dessen krankhafte Trunksucht (Dipsomanie) er kannte und billigte. Auch Feller betrank sich, wenn ihm der Weltschmerz über den Kopf wuchs. Aber er hatte nichts davon. Wenn wir kneipten, genossen wir eine mit der Masse der vertilgten Getränke wachsende Heiterkeit. Feller goß so rasch wie möglich alles in sich hinein, um in den ersehnten Zustand der Bewußtlosigkeit zu kommen. Am liebsten nahm er dazu Punschessenz oder Schnaps. Wenn man dann zu ihm kam, konnte er nur noch lallen, aber nicht mehr reden. Der Rausch war für ihn nicht ein Genuß, sondern eine Flucht. Da er beständig unter Schlaflosigkeit litt, hatte er sich von einem Apotheker, mit dem er verwandt und befreundet war, ein großes Stück Opium verschafft, von dem er etwas herunterschabte und in Essig auflöste, wenn er fühlte, daß die Schlaflosigkeit wieder drohte. Er merkte aber, daß er immer mehr nahm. Daher befreite er sich kurzerhand von dem verhängnisvollen Gift, indem er es mir schenkte. Nun hatte mir Benold erzählt, daß die chinesischen Opiumraucher gar keine Weiber brauchten, weil ihnen im Rausche die schönsten Weiber erschienen. "Sie haben sie vor sich, sie koitieren mit ihnen!" brüllte er mit gewohntem Pathos. Daher war ich sehr neugierig, was mir erscheinen würde. Ich brach also von dem Opium ein kleines Stück ab, steckte es in eine Brasilzigarre und paffte darauf los. Das Stückchen Opium dehnte sich zu unheimlicher Größe aus, als der Brand es erreichte. Ich sog alles standhaft in mich hinein und legte mich hin, als ich dußlig wurde. Es kamen aber keine Weiber, ich träumte etwas ganz anderes. Ich stand auf einem hohen Berge, am Fuße desgleichen waren Eisenbahngleise, auf denen ein Zug heranfuhr. Ein Waggon nach dem anderen stürzte um, und es fielen zahllose schön gebundene Bücher heraus. Auf jedem Buchrücken aber stand in großen goldenen Buchstaben "Riemann". Das ganze Bild steht in vollen Farben noch heute vor mir. Damit war der experimentelle Beweis erbracht, daß ich kein Erotiker, sondern ein Büchermensch bin, dessen Hauptlaster die Eitelkeit ist. Ob das ein betrübendes oder ein erfreuliches Ergebnis ist, muß jeder auf Grund seiner eigenen Laster beurteilen. Man findet ja immer nur die scheußlich, die man selbst nicht hat, und muß mir dasselbe Recht zugestehen. Seitdem habe ich oft darüber nachgedacht, ob die Eitelkeit mehr Segen oder Unheil stiftet. Dabei neige ich zu dem Urteil Voltaires, der sagt, daß dem Drange, sich durch Wohltätigkeit oder Selbständigkeit auszuzeichnen, größtmögliche Verbreitung zu wünschen sei. Daß die Fälle Lassalle und Trotzki, Wilhelm II und Hitler davon zeugen, daß die Eitelkeit allmählich alle guten Eigenschaften auffressen kann, gebe ich ohne weiteres zu. Aber das Streben nach einer guten Zensur, nach der Aktivistenauszeichnung, nach Orden und Beförderungen, schon nach dem bloßen guten Rufe innerhalb der kleinsten Kreise sind doch samt und sonders nichts anderes als Be-

friedigungen der Eitelkeit. Der gesellschaftliche Aufbau ist ohne solche gar nicht denkbar. Das kapitalistische System, das gegen alles gleichgültig macht, was kein Geld einnimmt oder wegbringt, steht viel tiefer. Natürlich gibt es auch Menschen, die weder für Geld noch für Eitelkeit Sinn haben, sondern immer nur rufen: "Vanitetum vanitas!" (Eitelkeit der Eitelkeiten). Aber diese Musterbilder der Tugend gehören nicht unter die Menschen, sondern in die Wüste. Ein Mensch ist nicht enträtselt, wenn man feststellt, daß er eitel ist. Man muß wissen, worauf er eitel ist, auf seinen Anzug, seine Stimme, sein Gesicht, seine Abstammung, seine Einrichtung oder seine Leistungen. Da liegen die eigentlichen Verschiedenheiten. Der Stolz auf Bücher, die man geschrieben hat oder zu schreiben hofft, ist meiner Meinung nach ein ziemlich harmloses Laster. Von Feller habe ich mir alle möglichen Verletzungen meiner Eitelkeit gefallen lassen. Natürlich wird da ein Übelwollender wieder sagen, meine Selbstüberschätzung sei eben so groß gewesen, daß sie durch nichts erschüttert werden konnte. Meinetwegen, aber eine Eitelkeit, die nicht gereizt wird und ausschlägt, stiftet eben auch kein Unheil an und kann daher ruhig geduldet werden.

Unheimlich war uns an Feller, dessen Familiengeschichte wir kannten, daß er immer mit einer Pistole herumhantierte. Als ich ihm von einem meiner Vorfahren erzählte, der achtzig Jahre alt geworden sei, fragte er mich, ob ich mir etwa einbilde, daß ich auch so alt würde. "Aber sicher!" sagte ich. "Bedenke doch, was ich für einen kräftigen Körper habe! Natürlich werde ich achtzig Jahre alt." Darauf riß er wütend eine Schublade auf, holte eine Pistole heraus, lud sie, setzte sie mir an die Schläfe und schrie: "Wirst du achtzig Jahre alt? Du kannst gleich tot sein. Wirst du achtzig Jahre alt?" Ich lachte ihn aus und sagte: "Das Ding da ändert gar nichts daran. Ich werde achtzig Jahre alt." Das zog sich eine Weile hin, bis er schließlich ärgerlich die Pistole auf den Tisch warf und mich in Frieden ließ. Mein gesunder Optimismus ging ihm eben einfach auf die Nerven. Aber haben die Neurastheniker das Recht, von uns zu verlangen, daß wir uns ihnen anpassen? Die Dichter fordern es und verachten jeden, der nicht bereit ist, ihre seelischen Schmerzen zu teilen. Feller aber machte gar keine Verse, sondern beschränkte sich auf sonderbare Handlungen. Bloßes Theater war das allerdings nicht; denn als Student fuhr er in einem Boote auf die Nordsee und erschoss sich mit derselben Pistole, mit der er schon jahrelang gespielt hatte.

Eines meiner Stücke gefiel diesem überreizten Neurastheniker aber doch, obwohl es vermutlich nicht besser war als die anderen. Das war "Die Rettung des Konvents", ein Einakter in Prosa. Ludwig Büchner zitiert in "Kraft und Stoff" eine Stelle aus dem Drama seines Bruders Georg "Dantons Tod". Daher las ich dieses Stück, das heute trotz seiner zahllosen Obszönitäten zur Schullektüre gehört, schon damals, als es noch mehr oder weniger zur verbotenen Literatur gerechnet wurde. Da ich alles, was mir gefiel, nachmachte, schrieb ich ebenfalls ein Revolutionsdrama in Prosa. Daß es in der Familie und bei den Freunden einmütigen Beifall fand, verdankte es im wesentlichen seiner Kürze. Man ist immer sehr dankbar, wenn man auf eine zweistündige Vorlesung gefaßt ist, aber bereits nach zwanzig Minuten wieder in Freiheit gesetzt wird. Daher hatte ich diesmal ein wirklich dankbares Publikum. Übrigens betrachtete ich diese Prosadichtung nur als eine Skizze, die ich noch in den gewohnten Jambusschwulst umschreiben wollte. Davor warnte mich aber mein Vater. Er sagte: "Was du in Prosa gedichtet hast, kannst du nicht in Verse verwandeln. Wenn dir die Prosa nicht gefällt, mußt du denselben Stoff in einem neuen Drama in Versen behandeln, aber nicht zeilenweise versifizieren. Man denkt anders in Versen als in Prosa." Dazu hatte ich natürlich keine Lust, sondern ließ das Stück so wie es war.

Wer weiß, wann Napoleon den Konvent rettete, wird sich wundern, daß ich mir für mein Revolutionsdrama gerade den Zeitpunkt ausgesucht hatte, in dem die Republik



anfang, sich in die Militärmonarchie Napoleons zu verwandeln. Aber ich trieb damals mit dem gewalttätigen Eroberer einen förmlichen Kultus. Zur Schulreform, deren erste Opfer wir waren, gehörte die Pflege des freien Vortrags besonders im Deutschen und in der Geschichte. Es war das eine Lieblingsidee des Kaisers, der ja selbst unermüdlich Reden hielt, in denen er sagte, was ihm gerade an zündenden Worten einfiel, und damit oft genug allerlei Unheil anrichtete, das die Diplomaten hinterher wieder in Ordnung zu bringen hatten. Zu solchen Meistern der freien Rede sollten wir von Lehrern erzogen werden, die größtenteils, wenn ihnen eine Festrede übertragen wurde, vorher acht Nächte lang vor Angst nicht schlafen konnten, und wenn der Tag des Schreckens herangekommen war, mühsam ihre Rede Wort für Wort ablasen und sich dabei sehr häufig verlasen. Besonders amüsanter fanden wir es, wenn einer frei anfang, dann aber ins Stocken geriet, zögernd das Manuskript aus der Brusttasche holte und den Rest ablas. In Deutschland wird gemacht, was befohlen wird. Also wurden die Napoleonische Zeit und die Befreiungskriege unter uns Obertertianer aufgeteilt. Der Geschichtslehrer, Spamer, überließ jedem die Auswahl des Themas. Ich wählte den russischen Feldzug Napoleons 1812 und kaufte mir zur Vorbereitung eine Übersetzung von Ségurs "Histoire de Napoléon et de la grande armée pendant 1812". Es ist das Hauptwerk der Napoleonlegende, voll tiefer Verehrung, tönender Begeisterung und schwülstiger Bilder. Das Buch hatte mich so enthusiasmiert, daß ich den Vortrag frei hielt und vor allem von den Vergleichen keinen wegließ. Wenn ich jetzt im Parteischuljahr sage, der Zarismus habe sich 1914 aus einem brennenden Hause in einen reißenden Fluß gestürzt und sei in ihm untergegangen, dann ist das eigentlich noch immer der Stil Ségurs. Oberlehrer Spamer war selbst ein beliebter Redner und dadurch den andern Lehrern weit überlegen. Er hörte sich meinen Vortrag mit beifälliger Miene an, konnte natürlich nicht gutheißen, daß ich einen Franzosen so verherrliche, sagte aber nur, ich hätte mich hinreißen lassen "Wie ein französischer Oberprimaner". Darüber waren meine Kameraden verblüfft, weil wir gewöhnt waren, unsere Oberprimaner als Halbgötter zu betrachten. Spamer hätte mir aber eigentlich empfehlen sollen, die Notizen des Generals Gourmand zu lesen, mit denen man längst Ségur-Zitate zu begleiten pflegte. Nach Gourmand verdankt Ségur das Material zu seinen ergreifenden Schilderungen dem Klatsch des französischen Hauptquartiers, nicht eigenen Beobachtungen. Er hatte zwar den Titel eines Generalmajors, führte aber keine entsprechende Heeresabteilung, sondern hatte für Napoleons Unterkunft und Verpflegung zu sorgen. Bestenfalls verdankte er die Kenntnis wirklicher Aktionen denen, die sie geleitet hatten und zum persönlichen Bericht bei Napoleon erschienen, viel häufiger aber ihren Adjutanten oder deren Freunden. Er ist also eigentlich gar kein Historiker, sondern Kriegsberichterstatter. Die Lücken in seinen Kenntnissen überdeckt er effektiv mit Übertreibungen und blendenden Vergleichen. Als im Ersten Weltkriege die Erfolge spärlich und die Strapazen unerträglich wurden, war den Soldaten nichts so sehr verhaßt wie ein Kriegsberichterstatter, der alles, was sie ausstehen hatten, ins Gloriose umfälschte. Wenn sie irgendwo einen solchen trafen und an seinen Fragen merkten, daß er aus ihnen Material für einen fulminanten Artikel herausholen wollte, bereicherten sie seine Kriegserfahrungen um ein Erlebnis, das er niemals berichtete. Sie verprügelten ihn nämlich gründlich. In verfeinernder und vergeistigter Form hat das Gourmand mit Ségur ebenso gemacht, aber in aller Öffentlichkeit.

Trotzdem war es ein Fortschritt, daß ich von Ségur die blendende Darstellung lernete. Spamer gehörte zu den ausgezeichneten Lehrern, die jede Fähigkeit und Neigung bei den Schülern entdecken und pflegen und sie auf diesem Wege dahin bringen, sehr viel zu lernen. Es ist das Kennzeichen des pädagogischen Stümpers, daß er fortwährend auf der Suche nach Fehlern und Lücken ist. Auf ihnen reitet er dann herum, schimpft und

wehklagt und befriedigt seine Eitelkeit in der primitiven Form, daß er fortwährend beweist, wie sehr er seinen Schülern überlegen ist. Dazu gehört nicht viel. Diese Art der Eitelkeit ist ausgesprochen lächerlich, aber sehr verbreitet. Spamer stand turmhoch über solchen Nörgelpädagogen, aber auch er hatte eine fixe Idee. Er stand in Beziehung zum 1890 begründeten altdeutschen Verbands und beschäftigte sich mit der zu erwartenden Aufteilung Österreichs. Wenn er einen Vortrag zu halten hatte, legte er kein Manuskript an, sondern zeichnete eine große Karte der von Deutschen besiedelten österreichischen Länder. Diese Karte benutzte er als einzige Gedächtnisstütze beim Vortrage. Die Zukunftsannexionen rundeten sich bei ihm mit der Geschichte der preußischen Erwerbungen seit der Zeit des Großen Kurfürsten zu einem Gesamtbilde der historischen Entwicklung, in dem ein europäisches Land nach dem andern mit preußischem Blau bestrichen wurde. Preußendeutschland war ein organisch wachsender Staat. Daher legte Spamer bei allen umfassenden Wiederholungen das Hauptgewicht auf eroberte, ererbte oder gekaufte Landesteile. Als ich einmal nicht wußte, wann die Grafschaften Moos, Lingen und Fecklenburg an Brandenburg-Preußen gekommen waren, schüttelte er den Kopf und sagte: "Der Historiker brauch vor allem eine feste Grundlage, ein großes Gerippe der Ereignisse. Alles muß zusammenhängend sein. Die glänzende Schilderung einzelner Charakter oder Episoden ist nichts Solides. Es gibt Leute, die sich einbilden, es kommt bei einem historischen Werke vor allem auf den Stil an, in dem das Buch geschrieben ist. Ein solcher Standpunkt ist unwissenschaftlich." Natürlich beeilte ich mich, die hier aufgezeigte Lücke rasch zu füllen, und lernte allmählich zahllose Jahreszahlen, die mir bei späteren Examina und im Unterrichte, den ich dann selbst erteilte, von großem Nutzen gewesen sind. Das hätte ich aber nie getan, wenn mir nicht so viel an der Gunst Spamers gelegen hätte, der mich immer wieder kleine Vorträge im Geschichtsunterricht halten ließ. Als es nach dem Zweiten Weltkriege Mode wurde, auf "tote Jahreszahlen" zu schimpfen, bin ich dem stets entgegengetreten und habe manche Lehrerversammlung in Entsetzen gesetzt, indem ich sagte: "Von meinen Schülern verlange ich die Kenntnis von 200-300 Jahreszahlen. Jeder muß sie sogar nacheinander hersagen können, und zwar auch die Zahlen, die gar nicht zum Jahrespensum der Klasse gehören. Von mir selbst verlange ich natürlich viel mehr. Ich habe jederzeit tausend Jahreszahlen parat." Seit zehn Jahren gilt das als unmodern, aber das ist mir gleichgültig. Ich halte es für einen Skandal, daß heute sogar manche Geschichtslehrer sagen: "Zahlen sind nicht meine Stärke." Ein so genialer Historiker wie Lamprecht ermahnte uns einmal im Kolleg: "Meine Herren, vergessen wir nie, daß, wenn wir auf die Chronologie verzichten, schließlich Karl der Große und Friedrich der Große zu Zeitgenossen werden. Die Geschichte handelt vom Geschehen, und das ist zeitlich geordnet. Beachtet man das nicht, dann werden aus allem Mythen und Sagen. Das ist Dichtung und keine Wissenschaft."

Das Material zu den kleinen Geschichtsvorträgen holte ich mir als Sekundaner und Primaner aus der Wiesbadener Landesbibliothek. Der mit einer auffälligen fuchsroten Perücke versehene alte Herr, der die Ausgabe besorgte, beriet mich dabei freundlich und kundig. Als ich einmal mit einem kleinen Koffer ankam, weil ich besonders viel brauchte, sagte er kopfschüttelnd: "Nun wollen Sie schon einen ganzen Koffer voll Bücher über die Straße schleppen!" Spamer, der zufällig auch da war, sagte: "Ja, er macht eben gleich eine Kraftprobe, und er hat das Zeug dazu." Der Bibliothekar brummte: "Er kann aber nicht gesund bleiben, wenn er all die Bücher liest, die er hier jede Woche abholt. Dabei arbeitet sich ja ein Erwachsener krank. Er kann alles auch gar nicht gelehrt genug bekommen und will nichts Populäres." Spamer lachte und sagte: "Riemann kann etwas abhalten." Meine Auszüge aus den Büchern machte ich anfangs auf Zetteln. Bei einem Großreinemachen flo-

gen aber meine Zettel in meiner Abwesenheit vom Schreibtisch durchs offene Fenster fort. Es handelte sich um einen Auszug aus der "Geschichte Ägyptens unter den Pharaonen" von Brugsch-Pascha. Ich suchte verzweifelt die ganze Rheinstraße ab, fand aber meine Zettel nicht wieder. Daher kaufte ich mir ein großes Kontobuch, wie es die Kaufleute führen, und schrieb fortan meine Notizen hinein. Kraßmüller machte allerdings unter das "Mit Gott", das damals noch diese kaufmännischen Bücher zierte: "Macht Bankrott". Das Kontobuch schleppte ich in meiner Schultasche ständig mit mir herum, obwohl der riesige Wälzer sicher nicht davongeflogen wäre, wenn ich ihn friedlich zu Hause gelassen hätte. Meine Kameraden pflegten zu sagen: "Da kommt Riemann mit seinem Kontobuch."

Meine häuslichen Arbeiten bestanden nunmehr zum größten Teil darin, daß ich historische Werke las, mir aber zugleich dabei die Ségurschen Bilder notierte, mit denen ich den Text bereichern wollte, und dann auch noch Zitate aus Dichtungen Kleists, Shakespeares oder Schillers dazu setzte. Es wurde also mindestens eine halbpoetische Wiedergabe, und wenn mich etwas besonders fesselte, hob ich es auf die oberste Stufe und machte ein historisches Drama daraus. Die Arbeit war gewissermaßen systematisch, aber zugleich mit einer starken Befriedigung der Eitelkeit verbunden, weil alles sogleich in einer Art von Öffentlichkeit, wenn man eine Schulklasse so nennen kann, zur Geltung kam. Das hat seine Gefahren. Das Hängen am Augenblickserfolg verführt zu einer kurzatmigen Produktion, die den Vergleich mit den Standardwerken meines Vaters in keiner Weise aushält. Ich habe ja schließlich auch zwanzig Bücher geschrieben, aber es sind nur wenig dicke Bände darunter, sehr viel mehr dünne Hefte, und dazu kommen etwa hundert Zeitungsartikel. Wenn heute auf meinem Bücherbord zehn dicke Bände eigener Produktion ständen, wäre das sicherlich eine sehr viel schönere Erfüllung meines Opiumrauschtraums, als sie mir tatsächlich zuteil geworden ist. Vor allem habe ich viel zu viel Vorträge gehalten, in meiner besten Zeit zwei oder drei wöchentlich. Die vielbeneidete Fähigkeit der freien Rede führt fast unvermeidlich zur Zersplitterung. Wenn sich jeder sagt: "Im Notfalle holen wir Riemann, der wird immer noch fertig", dann ist das zwar sehr schmeichelhaft, aber Riemann kommt auf die Art zu nichts Ordentlichem. Auch gerät man in die zweite Linie, wenn man als eine stets vorrätige Reservekraft betrachtet wird. Schließlich bildet man sich womöglich ein, über jedes beliebige Thema aus dem Stehgreif sprechen zu können, und dann ist man überhaupt nur noch in der politischen Agitation zu verwenden.

Diese lag mir damals noch ganz fern. Den Geschichtsunterricht hätte ich am liebsten ganz für mich okkupiert, aber das konnte Spamer bei allem Wohlwollen nicht zulassen. Er richtete die Sache so ein, das er zunächst das Stundenpensum mit der Klasse erledigte. Dann sagte er: "So, Riemann, jetzt können Sie beschießen. Sie haben aber nur noch zwölf Minuten." Da ich meine vorbereiteten Glanzstellen unbedingt loswerden wollte, sah ich mich also genötigt, sie eng zusammenzudrängen und Übergänge von einer zur andern zu schaffen. Immer wieder trat diese Notwendigkeit ein, und ich genügte ihr schließlich mit großer Gewandtheit. Das war wieder ein mächtiger Fortschritt. Er ist mir in der Folgezeit oft zu gute gekommen. Die berühmte Mahnung: "Wir bitten den Redner, sich kurz zu fassen", ist überhaupt niemals an mich gerichtet worden. Wenn ich auswärts sprach, wo ich noch nicht bekannt war, fragte man mich häufig: "Wie lange reden Sie?" Darauf pflegte ich zu erwidern: "Am liebsten vierzig Minuten, aber wenn ihr sonst nichts vorrätig habt, kann ich auch anderthalbe Stunden reden." "Wir haben noch eine kleine Aufführung, zwei Lieder und drei Deklamationen, also das sind schon etwa anderthalb Stunden." - "Außerdem sprichst du noch eine kleine Einführung, also kann ich nur eine halbe Stunde reden", sagte ich und hielt das dann genau ein. Ich drängte die Rede eben auf die Glanzstellen zusammen, wie ich das als Primaner in Wiesbaden gelernt hatte.

Für meine Dramen versuchte ich Spamer vergeblich zu interessieren. Er hatte eine Pension für Schüler, deren Eltern auswärts wohnten. Dazu gehörte mein Klassengenosse Gustav Passavant, der es übernahm, Spamer mein Drama "Nerv" vorzulesen. Er berichtete mir: "Spamer hat es gelesen, aber er machte, als ich danach fragte, eine ganz abwehrende Gebärde mit der Hand. Dann sagte er, es wäre nur ein schwaches Echo von dem, was du gelesen hättest, und nichts Eigenes. Darauf habe ich gesagt, du hieltest doch geniale Vorträge. Das hat er auch nicht zugegeben. Er sagte, du brächtest eigentlich alles durch Fleiß zustande, und daran sollten wir uns ein Beispiel nehmen." Über diese Beurteilung war ich damals empört und bin noch heute nicht sehr erfreut darüber. Aber das wird mich nie dazu verleiten, die bedeutende Rolle zu verkennen, die dieser ausgezeichnete Pädagoge in meiner Entwicklung gespielt hat. Wenn wir nur den Leuten dankbar sind, die uns über den grünen Klee gelobt haben, kommen wir zu ganz verkehrten Einschätzungen.

Aus dem literarischen Zirkel trat ich schließlich aus. Vogelsberger hatte ihn zwar wissenschaftlich, aber zugleich auch schulmäßig gefärbt. Wenn wir ein Drama Shakespeares lasen, hielt er vorher einen Vortrag über den Dichter und behandelte zugleich die Baconfrage. Das schien mir eine ganz unfruchtbare Sache. Die angeblichen Beweise dafür, daß Bacon außer seinen philosophisch-naturwissenschaftlichen Schriften und seiner staatsmännischen Tätigkeit nebenher die bedeutendsten Dramen der Weltliteratur geschrieben habe, leuchteten mir in keiner Weise ein. Und daß er vollends nicht gewagt habe, sie unter seinem eigenen Namen unter die Bühne zu bringen, verkleinerte mir den Dichter viel zu sehr. Wir stritten im Zirkel lange darüber, aber Vogelsberger war in seinem Bacon-Aberglauben nicht zu erschüttern. Von Hebbel war er dann auf Grabbe gekommen und war der Meinung, daß dieser Dichter ebenso bedeutend sei wie unsere Klassiker, vielleicht sogar noch größer. Es fehlte Vogelsberger an Geschmack. Wenn er das merkte, was nicht allzu häufig geschah, dann fragte er Feller um Rat; dieser hatte für Grabbe wie für alles pathologische Sinn. Von dem enthusiastischen Schwung Roderich Arnoldts war im Zirkel wenig mehr vorhanden, und für gepflegte Form hatte man erst recht nichts mehr übrig. Daraus machte aber gerade Gustav Passavant und gelegentlich auch George Gruner unsre Spezialität. Passavant war der Sohn des Besitzers der Michelbacher Hütte. Die Familie hatte literarische Traditionen. Sie besaß in der Urschrift Goethes Gedicht "Dem Passavant - und schüllerischen Brautpaare" und war noch stolzer auf die Stelle im achtzehnten Buche von "Dichtung und Wahrheit", in der Goethe seinen jungen Freund Passavant "mit dem schwarzen" Haar und den lebhaften Augen schildert, den er als Student der Theologie in der Schweiz traf. Goethe sagt allerdings auch: "Passavant, mich mit herzlicher Freundschaft umfangend, glaubte dadurch ein Recht zu dem ausschließenden Besitz meines Umgangs erworben zu haben." Auch diese Eigenschaft wie das von Goethe beschriebene Äußere schien mir mein Freund Gustav von seinen Ahnen geerbt zu haben. Er berichtete auch, daß die Passavants eigentlich Hugenotten aus Frankreich seien. Als der dort gebliebene katholische Zweig der Familie ausstarb, wären sie aufgefordert worden, ihre Ansprüche auf die hinterlassenen sehr ansehnlichen Güter geltend zu machen. Sie hätten einen Familienrat abgehalten und wären zu dem Ergebnis gekommen, daß dahinter ein Versuch stecke, sie zum Abfall von dem reformierten Bekenntnis zu bringen. Darauf hätten sie alle Dokumente feierlich verbrannt. Ob diese Geschichte wahr ist, weiß ich nicht. Es gibt in Frankreich allerdings einen Ort Passavant, der Stammsitz der Familie gewesen sein könnte. Aber auf der andern Seite war im 19. Jh. eine mehr oder weniger mysteriöse Geschichte von adliger Herkunft in jeder nur einigermaßen gehobenen Familie der Bourgeoisie verbreitet. Der bekannteste Fall ist der Nietzsches, der mit seiner geträumten Abkunft von einem polnischen Grafen Nietzky immer wieder kokettiert hat. Dabei ist der

Name Nietzsche, Nitsche oder Nitschke in Sachsen und Thüringen sehr häufig.

Ein nicht anzuzweifelnder Verwandter Gustav Passavants war der Künstler Johann David Passavant (1787 -1861), der ein dreibändiges Werk über Raffael geschrieben hatte, das deutsch und französisch erschienen war. Gustav faßte die Lektüre von Dichtungen als Betätigung von Kunstkennern auf. Er las von Goethe die Kunstbriefe "Der Sammler und die Seinigen" mit besonderer Gründlichkeit; denn er war seinem Wesen nach ein zart empfindender Ästhet, was ich wohl nie gewesen bin. Er fand es grotesk, hundert Gedichte nacheinander zu lesen, statt sich in eines zu vertiefen. Er hatte keinen Sinn für das Lesen mit verteilten Rollen, sondern wollte, daß jeder von uns beiden den "Egmont", die "Iphigenie" oder Teile des "Faust" zunächst zu Hause alleine lesen sollte. Am nächsten Tage ging er dann mit mir in die vielen Anlagen und Parkwege, die Wiesbaden umgeben. Wir suchten uns eine Bank, besprachen das Gelesene und nahmen uns nun die schönsten Stellen vor. Eingekehrt wurde niemals, ich kann mich nur entsinnen, mit ihm ein einziges Mal in einer Wirtschaft gewesen zu sein, als wir einen Spaziergang über den zugefrorenen Rhein gemacht hatten und dringend der Erwärmung bedurften. Sonst wurde nur Natur und Dichtung genossen. Der Gegensatz zu meinen Ausflügen mit Kraßmüller war ungeheuer scharf. Von allem Derben und Volkstümlichen hielten wir uns gänzlich fern. Mit einem Blick über grüne Bäume auf blaue Berge schöne Verse in uns nachtönen zu lassen, war der edelste Genuß, den wir kannten. Auch in unsere Wohnung kam Passavant sehr selten, etwa zum Geburtstag oder wenn ich aus sonst einem Anlaß alle meine Freunde versammelte. Dann verhielt er sich aber schweigsam, während er unter vier Augen sehr beredt war. Ins Wiesbadener Museum hat er mich zuerst geführt; ich wäre sonst niemals hineingegangen. Theaterbesuche behandelte er als eine Art von Kirchgang. Er hob sich jedesmal den Theaterzettel auf und hatte bald eine gewaltige Sammlung. Schon die Schule war ihm eine zu lärmende Öffentlichkeit. Er meldete sich nie und gab nur Antworten, wenn er gefragt wurde. Er war also beinahe in jedem Zuge anders als ich, aber im Vergleich zu den Kameraden fanden wir, daß wir beide anders waren als diese, und schlossen uns umso enger zusammen. Den Gegensatz zum literarischen Zirkel trieben wir nie auf die Spitze, indem wir in den kunstvollen und verkünstelten Dichtungen Platens das unserem Geschmack am meisten zusagende entdeckten. Wir besprachen und bewunderten fast jeden Vers seiner aristophanischen Komödien. Als der Zirkel Grabbe las, wir dagegen Platen, war der Gegensatz auf seinem Höhepunkte. Wir standen nicht unter dem Einfluß Stefan Georges, dessen Gedichtbücher seit 1891 erschienen, auch nicht unter dem Nietzsche, den ich erst in Leipzig las, sondern waren Farmalisten auf eigene Faust. Unsern Klassenkameraden war unser Tun und Treiben unverständlich und unheimlich. Gruner schätzte mich allerdings hoch, aber Schmorl, der vier Jahre früher mein vergnügter Spielkamerad gewesen war, sagte auf einer Klassenkneipe unwirsch zu mir: "Mit dir findet man sich nicht zurecht. Du hast dich jetzt von einem Menschen abhängig gemacht, an dem gar nichts ist." Einige Tage später erzählte mir Gustav, daß sein Vater ihm eine ähnliche Rede gehalten hatte, die mit den Worten schloß: "Bist du überhaupt noch ein selbständiger Mensch, oder bist du nur der Hund deines Freundes Riemann?" Sogar der Religionslehrer, den wir damals hatten, Lohr, sagte eines Tages im Unterricht: "Die Antwort, die Sie mir da gegeben haben, Passavant, ist in keiner Weise der philosophischen Unterhaltung würdig, die Sie mit Riemann zu führen pflegen." Die Klasse lächelte beifällig. Auf mich wirkte das nicht weiter; denn ich war ja daran gewöhnt, von Zeit zu Zeit für verrückt erklärt zu werden. Passavant ärgerte sich aber sehr darüber, weil ihn die Natur nicht mit einer Rhinozeroshaut beschenkt hatte. Im übrigen half so etwas gar nichts. Je mehr Leute sich bemühten, uns auseinander zu bringen, desto fester hielten wir zusammen und desto

sicherer waren wir überzeugt, etwas Besseres zu sein als die andern. Noch heute denke ich nicht ohne Rührung an diese Jugendfreundschaft zurück, die mich viel stärker innerlich bewegt hat als die späteren, die in gemeinsamer Forschung und Tätigkeit ein solideres Fundament hatten als den ästhetischen Formalismus, den Gustav und ich damals für das Merkmal der Auserlesenen hielten. Wirkliche Jugendfreundschaft hat überhaupt keine Gründe. Sie ist einfach da.

Formalisten pflegen aufs Übersetzen zu verfallen. Ich nahm zuerst den "Trinnumus" (Dreigroschenkomödie) des Plautus vor und übertrug die locker gebauten Verse mit einer Sorgfalt der metrischen Nachahmung, die den unbekümmerten altrömischen Spaßmacher wahrscheinlich in großes Erstaunen versetzt haben würde, wenn er mir dabei zugesehen hätte. Als das Stück fertig war, nahm ich Racines "Athalie" vor. Französische Alexandriner waren etwas, das Stil hatte und unseren damaligen Neigungen entsprach. Die "Athalie" hatte sogar Chöre, die noch höhere Anforderungen an den Übersetzer stellten. Über Lessings "Hamburgische Dramaturgie" mit ihren Angriffen auf die französische Unnatur fühlten wir uns erhaben. Je künstlicher, desto besser! Den französischen Unterricht erteilte uns damals ein junger Lehrer, von dessen Vater man behauptete, daß er am Delirium tremens gestorben sei. Der Sohn schien auf demselben Weg zu sein; denn wir trafen ihn einmal, wie er am frühen Nachmittag aus der Kneipe kam und sehr fröhlich im Zickzack nach Hause ging. Wir nannten diesen Lehrer den "Salm", weil er stockend sprach und völlig verstummte, wenn er in Erregung geriet. Sobald das die Klasse wußte, verschaffte sie ihm oft Gelegenheit dazu. Eines Tages meldete ich mich und sagte mit gewohntem Übermut: "Man hat jetzt gerade Goethes Übersetzung der Chöre der "Athalie" veröffentlicht. Ich habe sie auch übersetzt. Vielleicht bietet das Gelegenheit zu einem interessanten Vergleich, wenn ich meine Übertragung vorlese." Der Salm starrte mich sprachlos an, nickte dann aber mit dem Kopfe. Darauf las ich bis zum Schlusse der Stunde, worauf er mir eine dankende Verbeugung machte und abging. Leider weiß ich also nicht, ob ihn meine Übersetzung in sprachloses Entzücken oder sprachloses Entsetzen versetzt hat. Ich schickte das Manuskript an den Verlag von Otto Hendel in Halle (nicht Fritz Hendel, Naunhof, mit dem ich später in Verbindung kam). Er lehnte mit der Begründung ab, daß er gerade eine andere Übersetzung desselben Stückes erworben habe. Diese ist aber nie erschienen, so daß ich die Begründung der Ablehnung stark bezweifle. Die Menschheit hat nicht viel dabei verloren; denn ich kann von meiner Übersetzung nur noch zwei Verse auswendig:

Lebt wohl! Ich muß sogleich zum großen Fest mich rüsten,  
Da schon des Tempels First die Sonnenstrahlen küßten.

Auf solche Wendungen war ich damals stolz, während mir heute "des Tempels First" ebenso gleichgültig ist, wie die Frage, ob Baal oder Jehova angebetet werden soll. Mein Freund Gustav suchte sich zum Übersetzen noch etwas Schwierigeres heraus, nämlich Platons Vorbild, den athenischen konservativen Witzbold Aristophanes. Er behauptete aber, meine genaue Nachbildung der Verse des Originals genüge nicht, sondern man müsse auch noch Reime oder sogar Stabreime hineinbringen. Die Übersetzung eines griechischen Verses habe ich behalten, weil er dazu einen ganzen Nachmittag gebraucht hatte:

Pelops, ein Sproß aus Tantalos, der hoch zu Roß nach Pisa ritt.

Also dreimaliger Reim auf "oß" und dann mit "Roß" und "ritt" der Stabreim! Kann man in einem Verse mehr verlangen? Bei diesem Kunststück kamen mir auch Bedenken, ob unser Formalismus nicht schließlich auf ganz unsinnige Schnörkeleien hinauslaufe.

Las ich denn keine Russen? Doch, über solche wurde ich von einem Balten, Müpfel, informiert, der damals mit meinem Vater studierte. Allerdings war er mit Turgenj Basarow der Meinung, daß es der Vorzug der Russen ist, eine schlechte Meinung von sich selbst zu haben. Er ließ zwar Turgenjews "Väter und Söhne" gelten, die mich schon deshalb interessierten, weil darin von Büchners "Kraft und Stoff" die Rede ist. Über "Dunst" und "Frühlingsfluten" zuckte er aber die Achseln. Puschkins "Eugen Onegin" fand er verfehlt, den "Boris Godunow" erklärte er für ein schlechtes Stück, Tolstois "Anna Karenina" für eine gewöhnliche Ehebruchsgeschichte. Sein ewiger Refrain war: "Wir haben in Rußland weder einen Shakespeare noch einen Goethe." Dadurch bestärkte er uns in der ohnehin schon verbreiteten Meinung, daß in Rußland alle intelligenten Menschen Nihilisten seien. Glücklicherweise wohnte nahe uns in der Luisenstraße ein um vier Jahre älterer Primaner, Kister, der uns gelegentlich besuchte, um mit mir und meinen Brüdern kultiviert zu rauchen. Kister liebte Gogols phantastische Erzählungen, noch mehr aber den historischen Roman "Taras Bulba". Seine Lieblingspartie war die Schlußszene, in der Taras Bulba auf der Flucht die Tabakspfeife verliert und solange nach ihr sucht, bis er von den Verfolgern ereilt und umgebracht wird.

Ein Gegengewicht fanden die vielen und widerspruchsvollen literarischen Anregungen in Wiesbaden in dem ganz ausgezeichneten mathematischen und physikalischen Unterricht. Diesen gab uns von Untertertia bis Unterprima der alte kahlköpfige und sehr wohlbeleibte Professor Büchler. Wir nannten ihn Bouillon, weil er an heißen Tagen Ströme von fettigem Schweiß vergoß und in die Stube tropfte. Er bekam sehr früh heraus, daß ich ein guter Kopfrechner war. Dabei wandte ich allerhand Kunstgriffe an.  $17 \times 23$  löste ich auf in  $(20-3) \times (20+3)$  und rechnete nach der Formel  $(a+b) \times (a-b) = a^2 - b^2$ . Also  $400 - 9 = 391$ . Das ging blitzschnell. Er ließ mich dann aber auch zweistellige mit dreistelligen multiplizieren, also  $17 \times 223$ , wobei man die verschiedenen Multiplikationen zu addieren hat, was im Kopfe nur bei äußerster Konzentration möglich ist, also  $2230 + 1400 + 140 + 21 = 3791$ . Wenn ich dabei den geringsten Fehler machte, fühlte ich sofort eine Art von Knacken im Kopfe, sprang zurück, fing wieder von vorne an und wurde immer noch sehr schnell fertig. Büchler machte sich oft den Spaß, einen schwerfälligen Schüler an der Tafel rechnen zu lassen und sich so vor mich zu stellen, daß ich die Tafel nicht sehen konnte. Dann beugte er sich zu mir herunter, ließ sich die Endsumme ins Ohr flüstern, drehte sich langsam zur Tafel herum und sagte: "Jawohl, 3791, wie Riemann mir längst gesagt hat." Auch Büchler gehörte eben zu den geborenen Pädagogen, die Spezialbegabungen herauswittern und entwickeln. In den Handbüchern der Pädagogik wird darüber viel zu wenig gesprochen. Mir ist die bei Büchler erworbene Kopfrechenfähigkeit fünfunddreißig Jahre später noch zugute gekommen, als ich in Leipzig ehrenamtlich Stadtrat war. Fast in jeder Sitzung wurden Kostenanschläge vorgelegt für Grundstücke, Bauten, Reparaturen, Mobiliar usw. Wenn das ein Ratskollege umständlich und langweilig vortrug, beeilte ich mich, dazwischenzurufen: "Also Gesamtaufwand etwas über 200 000 Mark." Darauf bemerkte ein anderer Kollege: "Wir wollen hier keine oberflächlichen Phantasieschätzungen haben, sondern genaue Aufrechnungen. Ich bitte im Vortrag fortzufahren!" Dann wartete ich lächelnd ab, bis die Sache zu Ende kam, und bemerkte dann triumphierend: "Die Endsumme weicht von meiner Schätzung nur um 115 Mark und 75 Pfennige ab." - "Zufallstreffer!" knurrte der andere ärgerlich. Ähnlich ging es mir auch in der Nazizeit, als ich im Naunhofer Hendelverlag schwarz mitarbeitete. Fritz Hendel merkte, wie gut und schnell ich rechnen konnte und drückte mir eine Betriebslehre von Melenthin in die Hand. Er verlangte, daß ich mich in acht Tagen einarbeiten solle. Dann könne er mich nicht nur als literarischen, sondern auch als geschäftlichen Mitarbeiter beschäftigen. Da merkte ich doch sehr bald,

daß es dazu nicht langte, und daß man sich nicht in acht Tagen in einen Diplomkaufmann verwandeln kann.

Büchler war Katholik, hatte aber, wie ich bald merkte, eine geheime Vorliebe für meine Bibel, nämlich für Büchners "Kraft und Stoff". Bei physikalischen Repetitionen flocht ich, wenn ich an die Reihe kam, irgendein dazu passendes Kapitel aus "Kraft und Stoff" ein. Dabei unterbrach er mich niemals mit dem Hinweis, mich an unser weltanschaulich gereinigtes Lehrbuch zu halten, sondern hörte mich wohlgefällig lächelnd an. Er benutzte auch diese Neigung, um meinen Geschmack auf die Physik zu lenken. In Mathematik und Physik lernte ich in Wiesbaden so viel, daß ich in den anderthalb Jahren, die ich in Leipzig noch auf dem Gymnasium war, mich um diese Fächer überhaupt nicht zu kümmern brauchte. Wir kamen bis zum Abitur nur so weit, wie wir in Wiesbaden gekommen waren. Als ich Büchler, wie das damals noch üblich war, vor der Übersiedlung meinen Abschiedsbesuch machte, legte er mir die Hand auf die Schulter und sagte: "An Ihnen habe ich viel Freude erlebt und werde noch oft an Sie denken." Der Gedanke an ein Pastorendasein war damals vollkommen erledigt. Ich wußte aber nicht, ob ich Dichter oder Naturwissenschaftler werden wollte, und ich wurde dann keines von beiden. Aus dem dichterischen Ansatz wurde der Literaturhistoriker, aus dem naturwissenschaftlichen der Monist, und der Historiker mündete in den Politiker ein. Zu allem hat Wiesbaden den Grund gelegt. Wenn ich die Stadt nenne, sehe ich die blaue Taunuskette, die Platte, den Feldberg, die Hohe-Wurzel vor mir, denke an die oft durchwanderten Rheinstücke von Bingen bis Rüdersheim, an die Theaterabende und Zirkelsitzungen, an Kraßmöllers Kneipereien und Gunners Zigarren, und schließlich gipfelt alles in der Freundschaft mit Gustav Passavant. Die fünf Wiesbadener Jahre sind nur der fünfzehnte, vielleicht nur der sechzehnte Teil meines Lebens, aber zweifellos der glücklichste. Leider glaube ich nicht an Nietzsches Lehre von der ewigen Wiederkunft. Wenn es aber so etwas gäbe, dann würde ich die Aussicht, diese Jahre noch einmal zu erleben, als eine Glücksverheißung betrachten, die alles andere so aufwäge, daß sich mit der Hoffnung auch nicht die leiseste Furcht mischen könnte.